

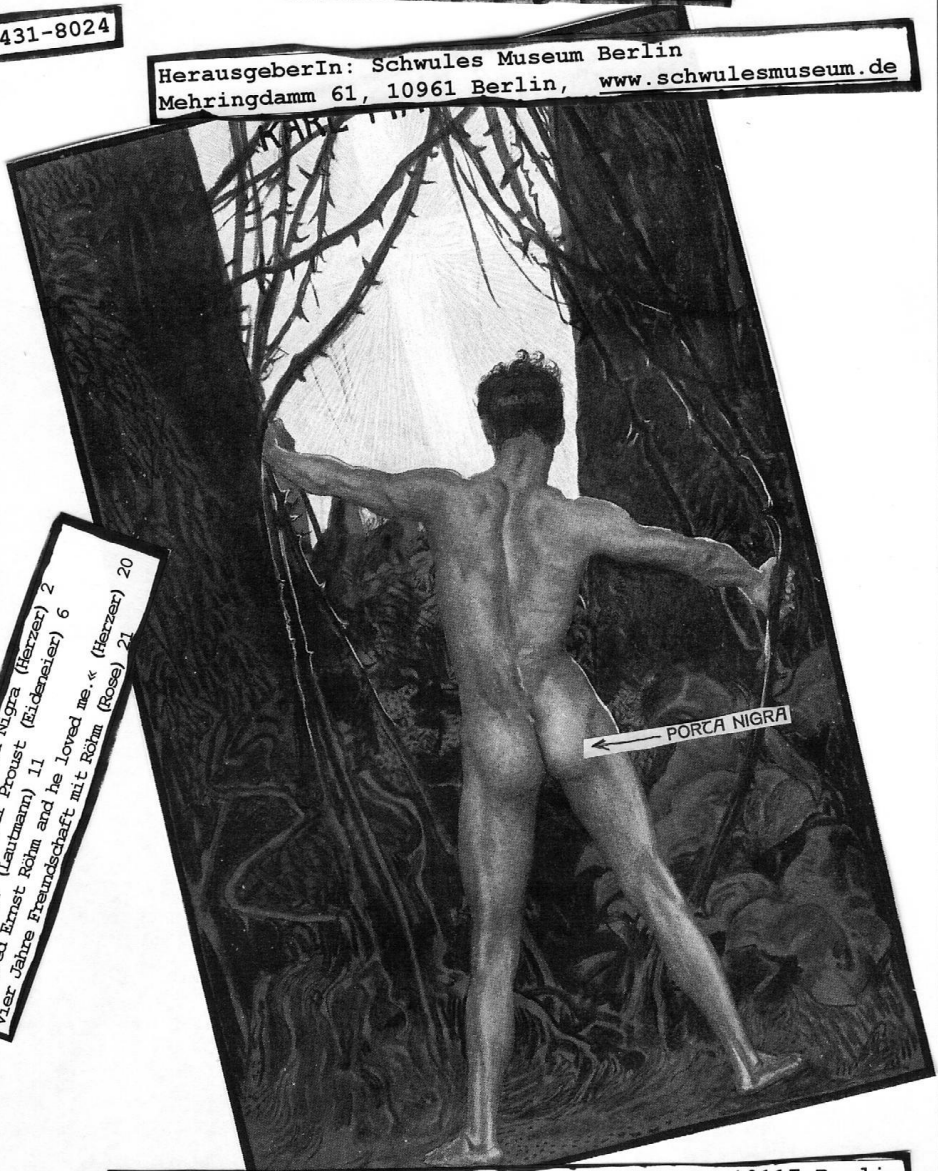
DURCHS·WILDE·KUNST

CAPRI

Zeitschrift für schwule Geschichte Nr 45 - Oktober 2011

ISSN 1431-8024

HerausgeberIn: Schwules Museum Berlin
Mehringdamm 61, 10961 Berlin, www.schwulesmuseum.de



Inhalt: Arno Schmidts Porta Nigra (Herzer) 2
Wessen Genet? (Lautmann) 11
»I loved Ernst Röhm and he loved me.« (Herzer) 20
Vier Jahre Freundschaft mit Röhm (Ross) 21

← PORTA NIGRA

RedaktionIn: Manfred Herzer, Mohrenstr. 2, 10117 Berlin
m-herzer@arcor.de Rückenakt von Sascha Schneider 1904

Arno Schmidts *Porta Nigra*

Und sie zeigte ihren weißen Hintern / Mehr wert wie eine kleine Fabrik
Brecht: *Die sieben Todsünden der Kleinbürger*

In der Gründungsphase der Homosexuellen Aktion Westberlin geriet Arno Schmidts Buch über das Geschlechts- und Seelenleben von Karl May¹ in den Blick der HAW-Literaturbeflissenen. Wir waren damals unsicher, ob es sich hier nur um ein sehr amüsantes und unterhaltsames Sprachkunstwerk handelt, oder ob wir es vielleicht darüberhinaus auch noch mit einem monströs aufgeblasenen schwulenhasserischen Witz zu tun hatten. Vierzig Jahre später ist diese Unsicherheit passé und ganz andere Fragen fallen dem schwulen Leser von heute ein. Ich habe auf den über 300 Seiten nichts gefunden, das man als homophobe Entgleisung verstehen könnte. Irritiert hat mich jedoch das ewig gleiche Triumphgefühl sowie eine irgendwie kindliche Entdeckerfreude, sobald Schmidt wieder einmal eine Stelle aus einem May-Roman zitieren kann, die nach seiner Ansicht einen verborgenen schwulen Sinn enthält. So weist er in Mays Landschaftsschilderungen und Abenteuer geschichten Bilder eines Analkoitus, eines alleinstehenden Phallus oder Anus nach und errät daraus Mays unbewusstes Motiv, »die eigenen als ›verboten‹ empfundenen Vorstellungen nicht nur vor sich selbst als ›ganz natürlich‹ zu deklarieren, sondern ebenso die eifrigste Beschäftigung mit ihnen« (55). Auch in vielen Eigennamen entdeckt Schmidt Benennungen für Sexuelles, etwa in den Ortsnamen Port Said und Bosphorus den Po eines Mannes (205). Schmidt will mit seiner Enthüllungsbeweise, dass es sich »bei May um einen ›unterschichtigen Homosexuellen‹« (12) handelt, ein Ausdruck, den er von dem österreichischen Schriftsteller Paul Elbogen übernommen und radikalisiert hat und der für Schmidt bedeuten soll: May war ein mindestens in jungen Jahren praktizierender Schwuler und die spätere literarische Produktion eine Art Ersatzhandlung für handfesten Männersex gewesen. Schmidt sieht zudem einen Zusammenhang der Homosexualität mit dem enormen Erfolg der Romane Mays. Wie man sich das vorzustellen hat, erklärt er nicht, weshalb die Frage nach der Bedeutung der Diagnose Unterschichtige Homosexualität unbe-

¹ Arno Schmidt: *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung KARL MAY's*. Reprint der Erstausgabe von 1963. Frankfurt/M. 1985. – Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diese Ausgabe.

antwortet bleibt. Etwas verschwommen deutet er an, May »fesselt« seine Enthusiasten mittels Sex an seine Romane:

»Was also ist es, das all die 100 Millionen [...] auf pueriler Stufe verharrenden deutschen Erwachsenen, denen es gelingt, sich bis an ihr selig Ende vor sich selbst über sich-selbst unwissend zu erhalten – sie selbst nennen's ›rein‹ (oder sonst irgendein CVJM-Adjektiv) – was ist es, das sie so an ›ihren‹ KARL MAY fesselt? Schon jetzt, auf erst halbem Wege meiner Untersuchung, scheint mir die Antwort die: Es ist die pausenlose Bespühung, Berieselung, Überströmung, Überschwemmung des Lesers mit S-Wirkstoffen! [S ist Schmidts Kürzel für Sex] MAY [...] entbindet unerhörte psychische Kraftbeträge in seinen Lesern, und bindet sie sexuell an sich« (210 f.)

Merkwürdigerweise sagt Schmidt an keiner Stelle ausdrücklich, dass dieses sexuelle Binden über verschlüsselte Bilder schwuler Sexualität laufen soll. Er glaubt zwar, man könne Mays Werk »als reinrassiges ›Schwulen-Brevier‹« (211) lesen, was immer das sein soll, getraut sich aber nicht, den bei Freud (und nicht erst bei ihm) an zahlreichen Stellen formulierten Gedanken zu explizieren, nach dem »alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unterbewußtsein vollzogen haben.«² Wenn Schmidt weiter hinten in seinem May-Buch das gleiche Verfahren auf Romane von Adalbert Stifter anwendet, von dem er weiß, er »war heterosexuell« (342), dann wird seine These von der Macht sexueller Untertexte in der Dichtung vollends hinfällig. Ich kann mir nicht recht vorstellen, dass Schmidt die Dürftigkeit seines Beweisverfahrens nicht selbst gesehen hat. Wozu dann aber dieser immense Aufwand an Textzerpflückung? Der wohl beste Kenner des Schmidtschen wie des Mayschen Werks, der 2007 verstorbene Hans Wollschläger hat diese Frage zu beantworten versucht, indem er auf die lebenslange Liebe Schmidts zu Mays Romanen

² Das Zitat geht weiter: »Ja, die Bindungen libidinöser Gefühle an Personen des gleichen Geschlechts spielen als Faktoren im normalen Seelenleben keine geringere, und als Motoren der Erkrankung eine größere Rolle als die, welche dem entgegengesetzten Geschlecht gelten.« (Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in: Freud, *Gesammelte Werke* Band 5, S. 44)

hinwies.¹ Schmidt selbst gesteht, dass er »mit 12-14 auch mal May-Fan der üblich-einfältigen Sorte war« (359) und dass er als älterer Mann die späten Romane Mays für »unbedingt unserer großen Literatur zuzurechnende Werke« hält (289). Warum Schmidt seine Fantasien über Mays Geschlechtsleben ins Zentrum seiner May-Hommage rückt, kann Wollschläger nicht schlüssig beantworten. Auch Wollschlägers Hinweis auf einen Privatkrieg Schmidts gegen den Bamberger Karl-May-Verlag, dem er unter anderem Verstümmelung und Fälschung der Urtexte vorwarf, macht den Erklärungsversuch kaum plausibler. Einen neuen, ähnlich vergeblichen Anlauf nimmt 1995 im *Bargfelder Boten*, dem Zentralorgan der Schmidt-Forschung, Guido Graf². Auch er glaubt an einen Kampf Schmidts gegen den Karl-May-Verlag als Motiv und fügt als neuen Gesichtspunkt hinzu, dass Schmidt unter einer Art lebenslanger Hassliebe zu Mays Romanen gelitten habe und sich »ein Ungetüm an eigenen Versagungen und Defekten« mit *Sitara* sozusagen von der Seele schreiben wollte (Graf, S. 33). Was er damit meint, erklärt er nicht. Getraut er sich nicht, nachdem Wollschläger vor der Vergeblichkeit eines solchen Unterfangens gewarnt hatte, Mutmaßungen zu einer homosexuellen Gefühlslage bei Schmidt anzustellen? Mehr als die triviale und kaum erhellende Feststellung einer allgemeinen Bisexualität als Grundlage auch für Schmidts Persönlichkeitsentwicklung hätte dabei auch nicht herauskommen können.

Ich meine, dass man Schmidts Entdeckung der Homosexualität als literarisches Sujet beim hassgeliebten May in Verbindung mit dem kulturpolitischen Klima in der BRD am Anfang der Sechzigerjahre bringen muss. Was man damals Sexwelle nannte, war eine neue Stufe der Deutlichkeit und Unbefangenheit mit der in der Öffentlichkeit (Massenmedien, Kino, Literatur, Schule, Kunst) die Mannigfaltigkeiten menschlicher Sexualität erörtert und gezeigt wurden. Vorausgegangen war dem eine Reihe von ins Deutsche übersetzten Sex-Schockern, die meist nach juristischen Kämpfen in Bahnhofsbuchhandlungen in deutscher Übersetzung angeboten wurden: die Kinsey-Reports, Romane von Curzio Malaparte, Henry Miller, Jean Genet, aber auch

¹ Hans Wollschläger: Arno Schmidt und Karl May, in: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1990*, S. 12 – 29; auch: www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/JbKMG/1990/12.htm

² Guido Graf: Elbogen/Schmidt. Ein Brief, sein Schreiber und »Sitara«, in: *Bargfelder Bote*, Lfg. 194-196, Februar 1995, S. 20-39.

die frühen Sachen von Günter Grass standen in dem Ruf, die ruhmreiche deutsche Geschichte mit seiner Schilderung sexueller Ausschweifungen in den Schmutz gezogen zu haben.

Wenn auch nur auf dem Heterosektor, ist Schmidt doch schon 1955 wegen Verbreitung und Herstellung von Pornografie ins Visier der Strafverfolgung geraten. Dr. Panzer vom Kölner Volkswartbund (Kurt Hiller: die Volkswarzen) erstattete Anzeige gegen Schmidts »Kurzroman« *Seelandschaft mit Pocahontas*, der zuerst in der Westberliner Zeitschrift *Texte und Zeichen* erschienen war. In dieser humoristische Beschreibung der Urlaubssexaffäre zweier Heteropaare am Dümmersee in Niedersachsen fand Dr. Panzer Verstöße gegen §§ 166 und 184 StGB (Gotteslästerung und Verbreitung unzüchtiger Schriften). Nach ausgiebigen Ermittlungen und einem Schmidt entlastenden Gutachten aus dem Haus des Senators für Volksbildung wurde das Ermittlungsverfahren eingestellt.³

Schmidt hatte also bereits Jahre vor seinem Karl-May-Buch den Sex als Gegenstand seiner Dichtungen entdeckt und gestaltet, so dass Klaus Theweleit die Untersuchung über die Pocahontas-Erzählung zurecht mit dem Untertitel »Die Sexualität schreiben nach WWII« versehen konnte. Theweleit geht aber in seiner Schmidt-Begeisterung zu weit, wenn er behauptet, dem »Kurzroman« liege ein Muster zugrunde, das die Schrecken des zurückliegenden Krieges im Text anwesend sein lässt, um sie in lustvolle und gewaltfreie Sexualakte umschlagen zu lassen; es handele sich um einen sexuellen Text, um »die Sexualisierung der Buchstaben« und nicht bloß um einen »Text über Sexualität«; es wirke eine »Lust im Wort, der Text selber sexualisiert sich Zeile für Zeile«. ⁴ Der Nachweis, dass dies so sei, ist Theweleit nicht gelungen.

*

Zur Lösung der Frage, warum Romane wie *Winnetou I-III*, *Werther*, *Buddenbrooks*, *Ulysses* oder auch *Harry Potter* Welterfolge wurden und warum die Romane Stifter auch nach 150 Jahren noch gelesen werden, kann Schmidt mit seinen textkritischen Sexualforschungen nichts beitragen und verfehlt so sein selbst gestecktes Ziel. Das scheint er auch zu spüren und betont deshalb et-

³ Vgl. *In Sachen Arno Schmidt ./. Prozesse 1&2*. Hrsg. von J.P. Reemtsma u. G. Eyring. Zürich 1988, S. 99 ff.

⁴ Klaus Theweleit: »You give me fever.« *Arno Schmidt. Seelandschaft mit Pocahontas. Die Sexualität schreiben nach WWII*. Frankfurt a.M. 1999, S. 64, 166 und 183.

was zu oft die »Unbefangenheit«, mit der er May gelesen haben und zu seinen, wie er meint, sich förmlich aufdrängenden Ergebnissen gekommen sein will. Schließlich räumt er ein, er sei zu seiner Meinung über May »auf ›rein spekulativem Wege«, auf Grund von Auswertung zahlreicher Werk-Stellen gelangt« und hofft, dass künftige Archiv-Funde seine »Annahme einer okkasionellen Invertiertheit« Mays »entweder kräftig bestätigen, oder meinethalben auch umfassend widerlegen – neugierig bin ich«. (334)

*

Beim Wiederlesen von *Sitara* fielen mir Ähnlichkeiten mit einem über hundert Jahre älteren und ebenfalls der Homophobie verdächtigten Text auf, mit Heinrich Heines *Die Bäder von Lucca* aus dem Jahr 1830. Es liegen gewiss Welten und Epochen zwischen beiden Werken deutscher Dichtung und die Gemeinsamkeit erschöpft sich in dem heterosexuellen Spott über die vermeintliche/tatsächliche Homosexualität eines Dichterkollegen, Karl May resp. August Graf von Platen. Während Schmidt jedoch psychoanalytische Hebammenkünste bemühen muss, um seinen Schwulitätsverdacht gegen May auch nur halbwegs plausibel zu machen, kann sich Heine auf die von Platen selbst veröffentlichten schwulen Liebesgedichte berufen, mit denen der Graf die schmerzlichen Zurückweisungen verarbeitete, die er von jungen Männern erfuhr, in die er sich verliebt hatte. Zweierlei ist bei beiden Heteros auffällig und vermutlich für ihr fasziniertes Befremden bei der Vorstellung von schwulem Sex bezeichnend: der unverhältnismäßige Umfang beider Texte und das große Interesse am Analverkehr unter Männern. Für den Nachweis Mayscher Homosexualität in seinen Romanen hätte es ebenso wenig eines 350-seitigen Buches bedurft wie die Zurückweisung der drei Anti-Heine-Spitzen in Platens Komödie *Der romantische Ödipus* einen neun Kapitel umfassenden langatmigen und, nachdem der letzte Witz verbraucht war, leider auch langweiligen Traktat erfordert hätte; in beiden Fällen wäre eine Glosse im Feuilleton der *Frankfurter* (Schmidt) bzw. der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* (Heine) ausreichend gewesen, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen: Rache am Bamberger Karl-May-Verlag (Schmidt) bzw. an Platen und seinen Münchener Verehrern (Heine) zu nehmen. Was das auffällige Interesse der beiden deutschen Dichter an den analen Zonen ihrer Kollegen Platen und May betrifft, so kommt hier zweifellos die für stinknormale Heteros unheimliche und beunruhigende Frage herein:

Was tun Schwule beim Sex? Hinzu kommen aber in beiden Fällen explizite Erwähnungen von männlichen Analzonen durch die Geschmähten:

- In Platens Ödipus-Komödie wird von dem Dichter Nimmermann (gemeint ist Heines Männerfreund Karl Immermann) gesagt, er sei augenblicklich fürs »Publicum« nicht zu sprechen, weil er sich der Defäkation widmet und dabei die Ödipus-Tragödie des Sophokles als Abführmittel benutzt: »Abthut er ein Privatgeschäft: / Er las gerade den Oedipus des Sophokles, / Doch war derselbe keineswegs ihm homogen, / Und geht sogleich nun wieder als Purganz von ihm.«¹
- Schmidt wird geradezu euphorisch, als er eine Bildmappe des Karl-May-Freundes Sascha Schneider entdeckt, die 25 Titelblattzeichnungen zu Mays Romanen enthält. Auf einigen Bildern sieht man junge nackte Männer, die dem Betrachter ihr wohlgeformtes Hinterteil entgegenrecken, was Schmidt zu einschlägigen Bonmots veranlasst (330 ff.)

Triebkraft für die gesteigerte Textproduktion war demnach bei den beiden Heteros nicht allein die Wiederkehr ihrer verdrängten Homosexualität; die Objekte der jeweiligen polemischen Literaturanalysen hatten auch einen aktiven Anteil an den Schmidtschen und Heineschen Witzen zum Arschficken, indem sie von sich aus die Aufmerksamkeit auf Analität lenkten.

Nicht nur in *Sitara* (28), auch *Zettels Traum* ist Schmidt kurz auf Heine & Platen eingegangen und hat natürlich in die Heinesche Kerbe gehauen. Dabei erreichte er allerdings längst nicht das hohe sprachliche Niveau Heines, auch nicht dessen inter-, sub- und kontextuellen Reichtum. Immerhin liest es sich in ZT recht erheiternd und kommt ganz ohne Analfixierung aus:

»"mußDe ausgerechnet de PLATENische Liebe mit=heranziehn ? 'Sodomas heitre Kunst', wie er's irgendwo nennt... (?) -: NadDú -" (zu W):" daß ds bloß 'HEINE'sche Bosheit'gewesn sei ?: ds kannsDe allnphalls GOEDEKE erzähl... (?) -: och=Schnakk ! Natürlich schreibm die alle ooch 'Gedichde an Mägdlein'; aber das iss lediglich zur bürgerlichn Tarnunc.; (ähnlich wie PROUST's 'Albertine' n SammelBild war, aus mehreren Chauffeuren namens 'Albert'). SissDe ?:ds iss wieder n

¹ A.v.Platen: *Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus*. Neudruck der Erstausgaben. Hrsg. von I. Denkler u. H. Denkler. Stuttgart 1979, S. 108.

Beleg für Däns 'BI' : all diese 'homos' präferieren Bi=Neutra als Anredn an ihr GeliebteS; 'Mein Glück ! Mein Stern ! Mein Lebn ! Mein Liebling !' - da meint der unbedarft=Normale :ds seye halt die, poetisch=erhöhte, Apostrophierung seiner SCHAMantn -hasDe nich irgndn fettes Sonett Dän?; an 1 seiner Kerle gerichtet ? -"/(Du,da wird Ei'm die Wahl schwer !-Nu etwa das): " 'AN CARDENIO ! -:Da kaum ich je an deine Locken streife,so däucht die stolze Mütze,die dich schmücket,die deine krausen Haare niederdrücket, beneidenswerther mir als goldne Reife.- Und so beneid' ich diese leid'ge Pfeife,die deiner Lippen ew'ger Kuß beglücket;(doch ihrem Rauch, der stets sich uns ent-rücket,gleicht deine Gunst,nach der umsonst ich greife). - Des Stolzes schäme dich, des allzu schroffen,und nie mißgönne mir die lock'gen Ringe, die du vergönnest jenen toten Stoffen ! - Und laß mich,schein ich nicht dir zu geringe,an dieses Rohres Platz zu treten hoffen ! Dein Sklave bin ich unter dem Bedinge.' ... (?) -";(Du wolltSD was sagn Wilma?)/ : " Ja wieDän=wasDän ?! -" (W ver blüfft): " -:ein Mann, der sei'm Freund als Feife dien'n möchde !?"« (zettel 1173)

Seltsam wirt sind in dieser Plauderei die Äußerungen über schwule Dichter im allgemeinen und speziell über Proust und Platen. Den Blödsinn der Behauptung, Proust habe es in seinem Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* aus Gründen bürgerlicher Tarnung nötig gehabt, Männer in die weibliche Romanfigur Albertine umzuwandeln, kann jeder, der den Roman kennt, leicht durchschauen.¹ Ebenso hat Platen nie Bi-Neutra benutzt, um seine unglücklichen Männerliebschaften in den Poesien zu tarnen. Das zeigt nicht nur das ›fette Sonett‹, das Herr Dän auf sagt.

*

Einmal ist Schmidt bei seiner Meditation über die unbewusste Funktionsweise des Mayschen Analbereichs eine derart treffende und tiefgründige Beobachtung gelungen, dass ich mich ärgere, nicht selbst darauf gekommen zu sein: schon lange bewunderte ich die zuerst von Hirschfeld und dann immer wieder in einschlägigen

¹ Vgl. dazu: M. Herzer: Marcel, durch Mitleid wissend, in: *Capri* Nr. 44 (2011), S. 18 ff.

Kontexten zitierte Strophe des Gedichts »Porta Nigra« von Stefan George:

Was gelten alle Dinge, die ihr rühmet: / Das Edelste ging euch verloren: Blut .. / Wir Schatten atmen kräftiger! Lebendige / Gespenster! lacht der Knabe Manlius .. / Er möchte über Euch kein Szepter schwingen, / Der sich des niedrigsten Erwerbs beflissen, / Den ihr zu nennen scheut – ich ging gesalbt / Mit Perserdüften um dies nächtige Tor / Und gab mich preis den Söldnern des Cäsaren.

Schmidt gebraucht nur einmal den Ausdruck »Porta-Nigra-Vorstellungen« (86), als er seine Vermutung erklären will, dass bei May das Gesäß und nicht die weibliche Brust die dominierende erotische Anregung und Initialzündung gab. Erinnerungen an »einst genossene SITARA-Wonnen«, also an genussvollen Analverkehr während der Gefängniszeit, sollen ihm lebenslang unbewusste Schuldgefühle bereitet haben, die sich in ersatzweisen (Schmidt schreibt: vikariierenden) »Porta-Nigra-Vorstellungen« in den Romanen darstellten. Das soll wohl heißen: Ganz so wie George in dem Bild der antike Ruine in Trier den männlichen Analverkehr (»den ihr zu nennen scheut«) metaphorisierte, ist Mays Unterbewusstsein mit den Landschaftsschilderungen der Romane – tiefe Täler an deren Ende eine dunkle Höhle lockt u.ä. – verfahren.

Arno Schmidt & Marcel Proust: Homosexualität in Leben und Werk

Schmidt interessierte sich zweifellos für »Privat-
altertümer« von Autoren. Bestimmte Passagen
bestechen rätselhafterweise durch eine profunde
Kenntnis von intimen Details. In ZT 931 Mo¹
heißt es beispielsweise zum Thema Autoerotis-
mus: »Auch Baudelaire war ein starker Ipsator;
und PROUST nich=minder.« Onanieatteste
finden sich auch andernorts. In Zusammenhang
mit dem Komplex der Erinnerung bei Proust geht
in der »Caliban«-Erzählung die Rede von einer
»onangenehm(en)« Jugenderinnerung.² Überdies
resultiert aus der Homosexualität von Schriftstel-
lern offenbar eine unfreiwillige Komik:

»Die warm' Brüder (& Schwestern) werdn, dem
90=%=Gros der Menschheit, immer fremd=ko-
misch wirkn; (und ihre KunstErzeugnisse meistns
ooch).«³

Um sich von dem in »Caliban über Setebos« ge-
brandmarkten Durchschnittsdeutschen abzuset-
zen, dem Proust »schlicht=nur »schwuk« ist«, liest
Schmidt das Werk Prousts auf die Auswirkung
der Homosexualität hin. Auch weitere deutsche
Vorurteile finden Erwähnung. In ZT 1163 lu
geschieht etwas »(natür"ch, in Paris, (diese
perwersn Welschn!))«

Ebenso wie in seiner May-Studie leitet Schmidt
das Interesse am verdeckten Unbewußten und
dessen Äußerung in literarischen Texten. Anders
als bei Karl May, dessen Homosexualität
Schmidt in einem umfänglichen humoristischen
Essay nachzuweisen bemüht war, ist die Homo-
sexualität Prousts kein Geheimnis, das zu lüften
wäre. In Schmidts Carroll-Essay »Sylvie & Bru-
no« findet sich die Äußerung, daß auch Marcel
Proust schwul war »wie WINNETOU«. Nach
dem Erscheinen von *Sitara* war dies ein Ver-
gleich, den Schmidt häufig zur Bezeichnung von
Homosexualität heranzog. In *Sitara* empfiehlt
Schmidt, das Werk des Winnetou-Autors als

»reinrassiges »Schwulen-Brevier« zu lesen.⁴ Die
Assoziation mit Winnetou steht wörtlich noch
einmal in der Erzählung »Piporakemes!« (S.
406), wo der Faulkner-Übersetzer Dr. Mac Intosh
vom Besuch eines unliebsamen Arabers berich-
tet, den er zur Ablenkung ins Schwimmbad
geführt habe, »damit er wieder seine gewohntn
Haremsfantasien krickt – wieder falsch: der Kerl
war schwul wie Winnetou! Bis dann endlich der
Lehrer mit 'ner ganzn Jungn=Klasse ankam, da
war er zufriedn.«

Wie Ulrich Goerdten gezeigt hat⁵, erinnert auch
der homosexuelle Bademeister der »Windmüh-
len«-Erzählung an die Winnetou-Konzeption.
Doch Prousts Homosexualität wird nicht nur auf
Winnetou bezogen, sondern auch der Vergleich
mit dem Harem an anderer Stelle (ZT 338 Mo)
auf Proust übertragen, wenn es um das Militär
geht:

»(Na, zB bei Proust war's doch ähnlich : ein
unleugbar begabter & feinfühlijer Mensch ...):'
'chDér ! –' (W wegwerfnd): Der war ja ... : Der
hat sich doch im Hârem gefühlt unter all den
Männern !' / (Zugegebm. Dennoch besteh'n V
ergleichsmöglichkeittn. Und): ' Die lose
abstehende Rinde an Zaunpfähln, reißt man
nich=ab, Fränzel : Kleinschmetterlinge & =Käfer
nächtijer gern da=drunter...«

Die linke Kolumne entgegnet auf gleicher Höhe:
»wogegn POE nur allzu hetärosexuell war«, ein
Vorzug, der bereits Jacques Offenbach Proust ge-
genüber auszeichnete.⁶ Die Schreibweise »hetä-
rosexuell« deutet einerseits auf die unter der Rin-
de nistenden Kleinschmetterlinge, andererseits
auf leichte Mädchen (Hetären) als Objekte der
heterosexuellen Begierde hin.

¹ Das ist die in der Schmidt-Philologie übliche Zitierweise
seines Hauptwerks *Zettels Traum* = ZT, darauf folgt die
Seitenzahl und die Kolumne (l=links, M=Mitte, r=rechts,
o=oben, u=unten).

² Schmidt: Caliban über Setebos, in: Schmidt: *Bargfelder
Ausgabe, Werkgruppe I, Band 3*. Zürich 1987, S. 531; zitiert
als CüS.

³ ZT 939 Mu.

⁴ Schmidt: *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über
Wesen, Werk & Wirkung Karl May's*. Karlsruhe 1963, S.
211.

⁵ Ulrich Goerdten: Symbolisches im Genitalgelände. Arno
Schmidts »Windmühlen« als Traumtext gelesen, in:
Protokolle (1) 1980, S. 3-28.

⁶ ZT 326 lu: »PROUST mochte OFFENBACH selbstver-
ständlich nicht ! : 1.) weil Der so herzerfrischnd
hetäro=sexuell war; 2.) weil PR sich, (mit Recht) sagn
mußte : wenn Der schon mit Göttern so um=springt -: wie
würd'Er da wohl mit Meiner 'Herzogin v. Guermantès'
Schlittn fahr'n ?/ Und 3.) PROUST besteht die erwähnte
'Prüfung durch den Witz' nicht!«

Die rechte Kolumne ergänzt das in der Mitte geäußerte Lob Prousts durch die Relativierung »(obwohl ooch weit=überschätzt«.¹ Die durch die Leserschaft zum Ausdruck kommende Überschätzung Prousts wird in eins gesetzt mit seiner Homosexualität, die das von Schmidt häufig gebrauchte Kosewort »Schätzkel« bezeichnet.

Als in ZT 794 ff. Bundeswehrosoldaten im Rahmen eines NATO-Manövers nach Ödingen einziehen (ZT 800 MM), stellt sich die Frage,

»Was das für 'ne MenschnSorte sei, die sich freiwillig zum Wehrdienst meldet ? ' – Da sagt etwa PAINTER von PROUST: ‚Das folgende (Militär) Jahr war, als eine Zeit der Disziplin & Kameradschaft, wie sie den Bedürfnissen so mancher Neurotiker tief entsprechen kann, eines der glücklichsten seines ganzen Lebens‘; (natürlich ergibt sich, daß PROUST damals einem breiten Unter-Strom von homo=S=Vorstellungen gefrönt hat!)«

Dän glaubt, daß die Unmenschlichkeit des Militärs, die darin besteht, von Frauen getrennt und nie allein leben zu können, eigentlich nur Homosexuellen entgegenkommt. Er ignoriert dabei den gleichfalls von Painter geschilderten Grund, weshalb Proust sich freiwillig zum Wehrdienst gemeldet hat: Seit 1872 betrug die Wehrpflicht in Frankreich fünf Jahre. Nur für die Freiwilligen wurde die Dienstzeit auf ein Jahr reduziert. Proust verhinderte also durch seine freiwillige Meldung für ein Jahr eine (unfreiwillige) Einberufung für fünf Jahre.

Prousts von Dän bereits erwähnte Feinfühligkeit kommt in ZT 632 ro nochmals zur Sprache. Dort spielt ein Buch eine Rolle, das in ein Negligee eingebunden ist. Dän merkt auf: »Hah ! : Ich erinnere Mich, daß PROUST eins besaß, in ein Stick Unterrock von LAURE HAYMANN eingebunden ! -«

Die Kurtisane Laure Hayman (recte mit einem n) war nicht nur Vorbild der Novelle *Gladys Harvey* von Paul Bourget, einem ihrer zahlreichen Liebhaber. Tatsächlich bekam Proust, dessen hier belächelte Vorliebe für seidene Wäsche Laure Hayman offenbar bekannt war, im Oktober 1888 *Gladys Harvey* von ihr geschenkt, eingebunden in die Seide einer ihrer Unterröcke. Damit dürfte die Vermutung widerlegt sein, daß Proust Offen-

bach wegen dessen heterosexueller Veranlagung nicht mochte. In Wahrheit unterhielt Proust zeitlebens zahlreiche Freundschaften zu Frauen.

Steht die Vorliebe für Seidenwäsche in »Zettels Traum« noch nicht im Zusammenhang mit Prousts Homosexualität, so wird sie in *Abend mit Goldrand* (AmG 88 o) als homosexueller Fetischismus vorgeführt. Zwei Hippies, die in A&Os Haus kommen, werden wie folgt geschildert:

»Ein Schwuler im Höschen aus invertierter Seide [...] Sein Freund begleitet ihn in männlicher Tracht [...] Die wenigen Züge seines Gesichts. Feingebildet, birgt er, im Vorübergeh'n, den Ständer hinterm Schenkel. 'Othenio' genannt L'homme du gaz.«

Ohne daß Proust hier namentlich Erwähnung findet, wird der Bezug deutlich, wenn man neben der Hayman-Stelle aus *Zettels Traum* auch noch eine andere Textstelle aus *Abend mit Goldrand* zum Vergleich heranzieht. In AmG 33 o zitiert Eugen die Anthropomorphisation des Gaslichts aus Friedrich Wilhelm Hackländers Roman *Eugen Stillfried*:

»Es hat so etwas Kaltes und Strenges in seinem Gesicht; und wenn man so eine Gasflamme ansieht und hört, wie sie zischend und prustend herausfährt, das Haar steif emporgekämmt, mit dem feinen bleichen Gesicht, usw. '«

Die hervorschnellende Flamme läßt sich einordnen in den bereits behandelten Anspielungskomplex des »prustens«. Auch das feine bleiche Gesicht ist ein auf Proust zutreffendes Merkmal, das schließlich vorausdeutet auf den (f)eingebildethomosexuellen *homme du gaz* in AmG 88 o.

L'homme aux rats soll hingegen ein Beiname Prousts gewesen sein, den er im Milieu aufgrund seiner angeblich perversen Sexualpraktiken erhielt. Ausgerechnet Peter Rühmkorf, langjähriger Bewunderer Schmidts und nicht zuletzt auch Arno-Schmidt-Preisträger, fügt in sein Tagebuch *TABU I* einen Abschnitt über Prousts Perversionen ein. Darin geht die Rede davon, daß Proust sich immer wieder Ratten in Käfigen präsentieren ließ. Die Tiere wurden von Strichjungen gejagt, geschlagen, mit Hutnadelstichen zu Tode gequält, während der zuschauende Proust dabei versucht haben soll, zu einem Orgasmus zu kommen. Rühmkorf findet die solcherart in einem Referat geschilderte Praxis »absolut an der Kotzgrenze«. In überraschender Übereinstimmung mit Schmidts Einschätzungen sieht er sie aber »in bemerkenswerter Korrespondenz zu einer mich

¹ Ähnlich äußert sich Daniel Pagenstecher auch über Thomas Mann: »Ich mag ihn, (TH: MANN), nicht=sonderlich!« (ZT 865); und: »Ich überschätze den Herrn mit nichtn« (ZT 1320).

mindestens ebenso anwidern den Vorliebe für hochgestellte Herrschaften und sublimen Tischsitten.«¹

Will Schmidt jedoch jenseits der mit nachsichtigem Spott verfolgten Biografie Prousts den Einfluß der Homosexualität auf dessen Werk untersuchen, ergibt sich eine Schwierigkeit aus dem Umstand, daß der Ich-Erzähler der *Recherche* im Gegensatz zum Autor nicht homosexuell ist. Dän will beweisen, daß den Darstellungen heterosexueller Beziehungen in der *Recherche* Prousts homosexuelle Freundschaften zugrunde liegen. Entscheidend ist in jedem Fall, daß Homosexualität, wird sie in Schmidts Werk entdeckt, bewußt eingearbeitet wurde. Schmidt selbst will manisch den Beweis führen, daß sie anderen Autoren, und so eben auch dem homosexuellen Proust, unbewußt unterlaufe. In ZT 1173 MM findet sich die Diagnose:

»Natürlich schreibe die Alle ooch 'Gedichte an Mägdlein' ;aber das iss lediglich zur bürgerlichn Tarnung ; (ähnlich wie PROUST's 'Albertine' n SammelBild war,aus mehreren Chauffeuren namens 'Albert').«

Schmidt bezieht diese Information, wie die rechte Kolumne belegt, aus dem von Hanns Grössel übersetzten Auswahlband *Literarisches Tagebuch 1893-1956* von Paul Léautaud.² Es handelt sich dabei um eine problematische Formel, denn Proust hat nie einen Chauffeur namens Albert beschäftigt. Das wichtigste Vorbild für Albertine war der Taxichauffeur Alfred Agostinelli, den Proust 1907 in Cabourg kennenlernte und fünf Jahre später als Sekretär einstellte. Agostinelli war für die Abschriften der *Recherche*-Manuskripte zuständig. Obwohl auch Prousts Sekretär Albert Nahmias und Prousts homosexueller Freund und Bordellbesitzer Albert Le Cuziat als Vorbilder infrage kommen, stammt der Name Albertine von der Comtesse Jean Lannes de Montebello, geborene Albertine de Briey, einer Freundin Robert de Montesquiou.

Die Differenz zwischen Alfred und Albert bleibt auch bei Finke, der sich mit Prousts Biografie nur wenig auskennt, unbemerkt.³ Dunker dient die

¹ Peter Rühmkorf: *TABU I. Tagebücher 1989-1991*. Reinbek 1995, S. 400.

² Auch Georges Bataille taufte Alfred in Albert um: »Albertine est en réalité le chauffeur Albert Agostinelli«, in: *La Littérature et le Mal*, in: *Œuvres complètes* Band 9, Paris 1979, S. 265.

³ Reinhard Finke: Marcel Proust bei Arno Schmidt, in: *Bargfelder Bote* (15) 1976, [S.13]; die Unkenntnis etwa der

Information über einen Chauffeur Albert zur neuerlichen Untermauerung seiner Theorie von der Inversion: »Die Frauen sind, zumindest auch, Männer.«⁴ Julia Kristeva erteilt einer derart simplen Identifikation von Autorbiografie und Romanfiktion, die an mehreren Stellen der Proust-Forschung auftaucht, zurecht eine kategorische Absage: »Albertine n'est pas Albert.«⁵

Um die unterschwellige Homosexualität Karl Mays und deren unbewußte Äußerung in dessen Werk nachzuweisen, hatte Schmidt bereits in *Sitara*⁶ Blumenschilderungen untersucht. Die These, daß ein Autor seine verdrängten Triebe auslebe, indem er sie unbewußt auf Naturbeschreibungen projiziere, wendet Dän in ZT 386 MM auch auf Prousts botanische Metaphern an:

»(Da Fr, (durch den so=gelungenen Vortrag Ihres Gedichts sichtlich angeregt), darauf verwies, daß 'etwas verblümt ausdrückn' doch eine altbekannte, von der Sprache längst genehmigt Redensart sei : 'durch die Blume sagen; say it with flowers' : ?) ≠ (wurde Sie hart angelassen): " MußDú auch das große Etym führ'n ?«

Die rechte Kolumne assoziiert den *Recherche*-Teil *A l'ombre des jeunes filles en fleurs*. Proust drückt also seine Homosexualität »durch die Blume« aus, d.h. heterosexuell getarnt. Beschreibt er dennoch einmal seine sexuelle Veranlagung, so umgibt er sie mit botanischen Metaphern. Aus diesem Grunde ist Schmidt besonders an Pflanzensymbolik und Landschaftsbildern bei Proust interessiert.

Es liegt die Assoziation einer bekannten, sexuell gefärbten Blumenmetapher bei Proust nahe. Swann und Odette sagen zu ihrem Liebespiel »faire catleya«, seit Swann einmal den Duft einer in Odettes Dekolleté steckenden Blüte dieser Orchideengattung einatmen durfte.

Proust-Biografie von Painter verleitet Finke zu der Annahme, daß ein vereinzelt französisches Originalzitat aus der »Recherche« in ZT 79 ru aus Sekundärliteratur zu Proust entnommen sein könnte [ebd., S. 15]. Daß Schmidt auch die in seinem Werk vielfach erwähnte Pléiade-Ausgabe der »Recherche« besitzen könnte, fällt Finke nicht ein.

⁴ Axel Dunker: »Njus fromm hell«. Dualistische Prinzipien in Schmidts Erzählung »Caliban über Setebos«, in: *Bargfelder Bote* (146-147) 1990, S. 10.

⁵ Julia Kristeva: *Le temps sensible*. Paris 1994, S. 109; vgl. auch die Richtigstellung bei Ina Hartwig: Weibliche Homosexualität bei Marcel Proust, in: *Proustiana* (XIV/XV) 1994, S. 3 f.

⁶ Schmidt: *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's*. Karlsruhe 1963, S. 50 f., 244-246.

In dem angeführten Zitat bezieht sich Schmidt jedoch auf den ersten Teil von *Sodome et Gomorrhe*, der über 30 Seiten hinweg das Verhältnis zwischen Baron de Charlus und dem Schneider Jupien mit der Befruchtung einer Orchideenblüte durch eine botanisierende Hummel vergleicht¹:

»Mir fällt grade aus der 'Recherche', vom PROUST, ein, wie er von 'Blumen=Hochzeit'n schwult: 'Ebmsö würde die weibliche Blüte hier vor mir, beim Eintreffn des Insekts kokett ihre Griffel biegen, damit S besser in sie einzudring'n vermöchte; und, einer temperamentvollen jungen Heuchlerin gleich, ...' -"/(Wir tättn doch, uwk, JedeS 1 Blickchen auf's Fränzel: ?)/(P lippmlagDe ;& cuntinewirrte): " und diese Herzogin=da, ist 'wie die Leute, die eine Hündin halt'n: ch müßte ein'n Ehemann für meine Blüt'n such'n. Sonst werd'Ich niemals Junge von ihn'n bekom'm', "«²

Proust hatte keine Hemmungen vor der Schilderung weiblicher (Albertine/Mlle Vinteuil) oder männlicher Homosexualität (Charlus, Jupien, Morel, Saint-Loup). Er mußte entgegen der Annahme Schmidts nicht Albert zu Albertine machen. Der *Recherche*-Teil *Sodome et Gomorrhe* ist in weiten Teilen Darstellungen der Homosexualität gewidmet. Von der mit Schwefelregen übergossenen Stadt Sodom leitet die französische Umgangssprache einen Begriff für männliche Homosexualität ab. Proust ergänzt ihn durch Gomorrha als Signal der weiblichen Homosexualität und benennt einen Teil der *Recherche* nach den beiden symbolträchtigen Städte. Neben zahlreichen Verweisen auf Sodom und Gomorrha als biblische Städte spielt Schmidt an zwei Stellen von *Zettels Traum* auch auf den Band *Sodome et Gomorrhe* der *Recherche* an. In ZT 101 rM steht die handschriftlich eingefügte Assoziation »PROUST's Gomorrha!«, und ZT 519 ru ermuntert zu der gleichen Verbindung: »(Ja: denk ruhig an PROUST 'Sodom & Gonorrha')«.

Der heterosexuell veranlagte Ich-Erzähler der *Recherche* übernimmt bei Schilderungen von Homosexualität stets die Rolle des Voyeurs. Marcel ist es, der in der Orchideenszene den Vergleich mit Charlus und Jupien anstellt. In Montjouvain beobachtet er Mademoiselle Vinteuil unbeküm-

¹ Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. 4. Sodom und Gomorrha*. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel. Frankfurt/M. 1999, S. 7-51.

² ZT 393 Mu - 394 Mo.

mert das Bild ihres verstorbenen Vaters bespuckt.³ Bei den perversen Naturen, lesen wir, ist Grausamkeit normal.

Dem entspricht eine für die Darstellung männlicher Homosexualität in der Recherche zentrale sadomasochistische Flagellationsszene in *Le temps retrouvé*⁴, wo Charlus sich in Jupiens Männerbordell von dem jungen Prostituierten Maurice auspeitschen läßt. Auch diese Episode betrachtet Marcel ausschließlich voyeuristisch. Das einzige Sekundärwerk, das in Schmidts Bibliothek zur *Recherche* vorhanden ist, betont ausdrücklich das »Voyeurhafte« bei Proust.⁵ Voyeurismus ist schließlich auch im Spätwerk Schmidts ein wichtiges Thema.

Ähnlich wie der Etym-Sprache kommt für Schmidt dem Voyeurismus die Funktion zu, Impotenz zu kompensieren. In *Zettels Traum*, der über weite Strecken hin den Voyeurismus Edgar Allan Poes untersucht, wird Pagenstecher, als vierte Instanz Meister der Etymen, auf einer Damentoilette selbst zum Voyeur (ZT 695 ff.) In »Rohrfrei!«, dem sechsten Buch, wird die Entleerung der Sickergrube geschildert, was Poe in der Diskussion als koprophilen Klo-Voyeur erscheinen läßt. Im letzten ZT-Kapitel »Im Reiche der Neith« betrachtet Pagenstecher nicht nur Fränzel beim Umkleiden, sondern auch Paul und Wilma beim Geschlechtsakt.

In *Caliban über Setebos* beobachtet Düsterhenn zunächst eine noch nicht als Rieke identifizierte Frau beim Koitus mit Tulps Stallknecht. Im »Terpsichore«-Abschnitt wird der Protagonist in einer Scheune heimlich Zeuge einer lesbischen Liebesorgie zwischen vier Jägerinnen, die wie er in Tulps Wirtshaus wohnen. Er muß fliehen, nachdem die Bekanntinnen bzw. Bacchantinnen ihn entdeckt haben. Die Jägerinnen mutieren zu »Jägerinnen«, da sie Orpheus Düsterhenn wie Erinnyen verfolgen. Gekoppelt wird dieses Bild mit der Erinnerungsthematik bei Proust, so daß sich die Frage stellt: »Erinnyen Sie sich=nich-?« (CüS 524). Das bei Schmidt auf die Voyeurszene folgende »'Gomorrha Dir!': 'Und dir ein Sodom!'⁶

³ Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. 1. Unterwegs zu Swann*. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller. Frankfurt/M. 1994, S. 233-241.

⁴ Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. 7. Die wiedergefundene Zeit*. Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller. Frankfurt/M. 2002, S. 181-186.

⁵ Georges Poulet: Marcel Proust. Zeit und Raum. Deutsch von Helmut Scheffel. Frankfurt/M. 1966, S. 103.

(CüS 533) deutet Axel Dunker als Inversion des Titels *Sodome et Gomorrhe* bei Proust und vermutet so einen Bezug der lesbischen Orgie in CüS auf die *Recherche*. Tatsächlich kommt das Wort »inversion« bzw. »inverti« an zahlreichen Stellen der *Recherche* vor, besonders häufig in *Sodome et Gomorrhe*.

Zudem wird von einem Bekannten berichtet, der als besondere Rarität zwei »schwule Kater« (CüS 532) besaß. Michael Neuner hält diese Gegebenheit unter Bezugnahme auf ein ZDF-Interview mit Schmidts ehemaliger Haushälterin Erika Knop auch in Schmidts Bargfelder Haushalt für denkbar¹, wo noch heute Nachfahren der Schmidt-Katzen hausen und gepflegt werden.

Düsterhenns Flucht gelingt nur im Wagen des homosexuellen Vertreters für Präservativautomaten H. Levy. Daß sich Düsterhenn sowohl Rieke wie den Jägerinnen entzieht und auch noch einen homosexuellen (und jüdischen) Chauffeur hat, könnte als erneute Anspielung auf das mißverständene Albertine-Vorbild gedeutet werden. Immer wieder werden die Invertierten in der *Recherche* aufgrund ihrer extremen gesellschaftlichen Außenseiterposition mit den nicht assimilierten Juden verglichen.

Das Motorengeräusch von Levys gewässerbezogen beschriebenen Wagen² wird mit »kalaïskalaïskalaï« wiedergegeben (CüS 515). Diese Lautmalerei erweist sich als Anspielung auf Kalaïs, den Sohn des Windgottes Boreas, zu dem angeblich Orpheus (hier Düsterhenn) eine unerfüllt gebliebene homosexuelle Liebe empfand. Die Liebe Prousts zu Alfred Agostinelli mußte gleichfalls unerfüllt bleiben, da Prousts Sekretär kurz nach seiner Pilotenprüfung 1914 mit einem Flugzeug über dem Mittelmeer abstürzte.

Wiederum liegt im Themenkomplex Homosexualität eine Anspielung auf Jacques Offenbach nahe. Liest man H. Levy als Halévy, so bezieht sich die Stelle auf den französischen Schriftsteller Ludovic Halévy, der für den Komponisten von *Orpheus in der Unterwelt* (also Offenbach/Düsterhenn) Lustspiele und Operrettentext schrieb. Sein Onkel Jacques Halévy komponierte zudem die berühmte Oper *La Juive*, wodurch der Bezug wiederum hergestellt ist. Wolfgang Hink hat darauf hingewiesen, daß Düsterhenn seine latente

Homosexualität verdrängte, weil er sie moralisch für unvertretbar halte.³ Dem entspricht auch Düsterhenns gefällige Gebrauchsliteratur; seine Schlagertexte sind stets zensiert vom Über-Ich. Durch Michael Neuner wurden wir auf eine andere Assoziation aufmerksam: Halévy ist der Librettist der Offenbach-Oper *Pariser Leben*, und auch H. Levy führt als Vertreter für Kondomautomaten ein »Pariserleben«.⁴

¹ Michael Neuner: *Flucht aus dem Paradies*. Arno Schmidts Erzählung »Caliban über Setebos«. Egelsbach u.a. 1993, S. 84.

² Vgl. hierzu Neuner (wie FN 19), S. 33.

³ Wolfgang Hink: »Losung ›Heimlich Wein, öffentlich Wasser««. *Latente Sexualität in »Caliban über Setebos«*, in: *Bargfelder Bote* (85-86) 1985, S. 9.

⁴ Neuner (wie FN 19), S. 51 f.

Wessen Jean Genet ?

Jean Genet (1910 – 1986) musste erst zum Klassiker entrückt werden, bevor die schwule Intelligenz ihn als Vorbild entdecken konnte. Um 1970 hatte man einander fremd gegenübergestanden. So mancher mag gedacht haben, dieses sperrige Werk werde sich überleben. Heute jedoch treten Kühnheit und Einzigartigkeit so deutlich hervor, dass der Autor vorläufig unter die Unsterblichen gerechnet werden muss. Die (durchaus verhaltenen) Feiern zum hundertsten Geburtstag haben das unterstrichen – einschließlich der Ambivalenz in den Einschätzungen. Die respektable Wand von Gratulationsadressen, am Eingang der Ausstellung im Schwulen Museum zu Berlin, bezeugt die Anregungskraft des Autors und Mannes Jean Genet.

Sucht man für das 1970er Jahrzehnt in der Literatur der damaligen Geschlechtsbewegungen nach Belegen, dann findet sich kaum etwas. In Manfred Herzers Bibliografie zur Homosexualität, fortgeführt bis einschließlich 1975, verebben die Einträge zu »Genet« ab 1972. Auch die Forschung hat sich bis in die 1990er Jahre hinein nur selten mit Genet befasst (mit der bedeutenden Ausnahme von Ina Hartwig). Dieses Schweigen erstaunt umso mehr, als die an die dritte Schwulenbewegung anschließende Literaturwissenschaft zahlreiche und gehaltvolle Unternehmungen – jährliche Tagungen, ein veritables Periodikum, viele Buchpublikationen – betrieben hat (seit 1979 für etwa drei Jahrzehnte). Das sperrige und vielschichtige Werk Genets wollte wohl nicht in die Diskussionslinie hineinpassen, die lieber den Camouflagen und Intertextualitäten nachforschte.

Dabei hätte Genet eine Ikone der neuen Schwulenbewegung sein können, zumindest einer ihrer Ideengeber. Die Kulturtechniken der sexuellen Revolte – darunter die Konfrontation mit dem Staat, die Umwertung bürgerlicher Ideale und die vorbehaltlose Hingabe an ein begehrtes Gegenüber – finden sich nirgends so ausgefeilt wie in den fünf großen Romanen Genets. Die Aura des Verbotenen begründete den Erfolg der Werke; die Stoffe aus der Außenseiter-Lebenswelt machten sie – zu ihrer Zeit – einzigartig. Doch nur Querelle erreichte auch die Jüngeren – durch die frühe Taschenbuchausgabe und vor allem durch Fassbinders Film.

Genet gibt ein bis heute unübertroffenes Beispiel, dass jemand so schreibt, wie er lebt, es zu-

mindest so scheinen lässt. In den Augen des Publikums stimmen Werk und Leben überein (oder auch: Genet inszeniert sich so). Hier wurde weder geheuchelt noch etwas vorgetäuscht, auch nicht die damals noch sehr gebräuchliche Maske einer Bisexualität. Genet verkörpert die höchste Stufe von Authentizität, jedenfalls im Sexuellen. (Dass er kein »Krimineller« war steht auf einem anderen Blatt.) Dass die bewegten Schwulen – Slogan: Mach dein Schwulsein öffentlich! – nie ernsthaft erwogen haben, einen solchen Mann zum Vorbild zu erheben – muss verwundern.

Im us-amerikanischen GLBT-Lexikon meint die Autorin des Genet-Eintrags, das Tagebuch des Diebes setze Homosexualität mit Verbrechen gleich. »A difficulty that Genet's book presents to contemporary gay readers is one that besets much of his early novels; he is unwilling to consider specific differences between sexuality and crime, instead focusing obsessively on the links between them.« (Farmer 2002) Daran kann es letztlich nicht gelegen haben, wie ich anderwärts begründe.¹

Das Spiel mit dem Schein und die Produktion von Paradoxen machen einen Hauptreiz der Genetschen Werke aus. Schon in den Romanen werden wir ständig davor gewarnt, die Figuren für real zu halten, allen handfesten Ereignissen zum Trotz. In den Dramen entlarvt fast jede Szene die vorangegangene als Täuschung und Illusion; anschließend wird die Zerstörung der Illusion wieder als Illusion hingestellt (Ziegler 1981: 154). Mit der Darstellung seines eigenen Lebens verfuhr Genet nicht anders. Widersprüchlichkeit und Entwirklichung bilden basale Ingredienzien dieses Werks – man kann sie nicht aufheben, ohne es seiner Wirkung zu berauben.

1. Ein Genet für die schwul-queere Kultur

»Denn er war unser« preist Goethe seinen Schüler. Genet hingegen wollte niemandem gehören. Eingemeinden lässt er sich nicht. Trotz der Feier des Homosexuellseins ist Genet am allerwenigsten »schwul-affirmativ« (Bersani 1994: 9). Daher befremdet Genet die Schwulen. Die Integrierten stört seine Verherrlichung der Devianz (wo sie doch anerkannt sein wollen). Die »bewusst Homosexuellen« ärgern sich über seine

¹ Vgl. meinen Beitrag im demnächst erscheinenden Sammelband zur Berliner Genet Konferenz 2010, Hgb. Matthias Lorenz und Oliver Lubrich (Gifkendorf).

Verehrung des heterosexuellen Männertyps. So bleiben nur wenige, die sich beeindrucken lassen.

Die Leitbegriffe der LSB-Emanzipationspolitik könnten einem Genet nur Kopfschütteln entlocken: Nichtdiskriminierung, Anerkennung, Respekt. »Seine Forderung, dass andere ihn hassenswert finden sollen [...], kontrastiert scharf mit der zahmen Forderung auf Anerkennung [...] seitens unserer eigenen gay community.« (Bersani 1994: 9) Verachtetsein war das Elixier seines literarischen Werks. Die Anerkennung (auch durch eine Zentenarfeier) entzöge ihm die Atemluft.

Genet könnte heute sein Werk nicht mehr am Thema Homosexualität entfalten. Verrat und Verbrechen hingegen haben ihre Zeugungskraft behalten. Auf sexuellem Gebiet müsste ein Autor zu etwas ganz Anderem greifen. Nicht einmal Promiskuität, S/M-Beziehung oder Polyamory täten es; infrage käme gegenwärtig nur, *horribile dictu*, die Pädosexualität. Da aber würden die meisten Interpreten sofort (wiederum) das Weite suchen.

Ein Genet für heute? Das verlangte den direkten Brückenschlag von 1950 nach 2010: von der prä- zur postidentitären Zeit des gleichgeschlechtlichen Liebens. Genet wäre als Kronzeuge gegen die Veralltäglichung, sprich Normalisierung der Homosexualität aufzurufen. Was fortgelten könnte ist die utopische Haltung des »Jeder ist zu haben«, d.h. das konsequent gelebte Begehren überwindet die Schranken der Typisierung in homo-hetero-etc.-sexuell.

Genet ist der Anti-Staats-Künstler schlechthin, wie manch anderer, die alle nicht zufällig schwul waren. Heiner Müller bezieht sich auf einen Satz von Genet: »Das Einzige, was ein Kunstwerk kann, ist Sehnsucht wecken nach einem anderen Zustand der Welt. Und diese Sehnsucht ist revolutionär.«¹ In dem SPIEGEL-Gespräch nannte er Genet einen revolutionären Künstler. Genet selber sympathisierte bloß mit der Revolte, betrieb sie aber nicht. Sexuelles mit politischer Widerständigkeit zu verbinden war eine der Leistungen Genets, die Nachfolger gefunden hat, etwa in Pier Paolo Pasolini (den Alberto Moravia mit Genet verglichen hat).

Die Vielfalt des schwulen Kosmos wird bei Genet nicht bloß behauptet oder als Sozialreportage geschildert, sondern literarisch verwirklicht. Äußerst differente Figuren bevölkern die Romane. Neben dem Schwul-Identischen (wie Leutnant

Seblon in *Querelle*) der versehrten Tunte (wie Hitler im Totenfest) und dem Gelegenheits-Gleichgeschlechtlichen (die meisten Kerle im Tagebuch des Diebes) gibt es den virilen Schwulen (wie Nono in *Querelle*) und noch weitere. Manches davon bedeutet einen Vorgriff auf Entwicklungen, die erst Jahrzehnte später stattfinden werden.

Verführerisch (wenngleich als Praxis nicht ungefährlich) ist Genets Phantasie, jeder Mann sei für jeden Mann zu haben. Jemand kann homosexuell handeln, ohne schwul zu sein (wie Mario seinem Bruder *Querelle* erklärt, vgl. Hartwig 1998: 201). Schicke Begriffe wie »metrosexuell« oder der Film »Drei« von Tom Tykwer entwickeln das, ohne sich des Vorläufers bewusst zu sein.

Diese Motivik, wenn sie einmal ausgearbeitet würde, ergäbe den Klassiker eines Katalogs schwuler Charaktere und Handlungssituationen. Die Genet-Literatur hat so etwas bislang nicht hervorgebracht. Jemandes Sexualität zu beschreiben und zu benennen ist gemeinhin verpönt: Nach den Fakten zu forschen gilt als voyeuristisch, den Sexualcharakter genau zu typisieren als Begriffshuberei. Genet war »schwul«, so heißt es pauschal, und das müsse genügen. Was aber mag das in den dreißiger bis achtziger Jahren bedeutet haben? Wie konnte es gelebt werden? Wer bezog sich auf Genet als einen Sexualrebell? Kann ein Mann, der »normale« Männer begehrt, ein »Schwuler« sein? Wie hängen die Anstößigkeiten seines Lebens und seines Werks zusammen?

»O nein«, antwortete Jean Genet 1975 auf die Frage von Hubert Fichte, ob er ein revolutionäres Konzept der Sexualität habe (Fichte 1992). Darin kristallisiert sich das Resultat der folgenden Recherche. Genet sah sich nicht als Revolutionär, wiewgleich er einer war. Was er suchte, war das Glück, und was er fand, die Melancholie.

»Revolutionär – nein«, wiederholte er gegenüber Fichte und fügte unvermittelt hinzu: »Der Umgang mit Arabern hat mich im Allgemeinen meistens glücklich gemacht und mich befriedigt.« Auch nach dem Aufbruch der Homosexuellen blieb Genet auf Distanz zu den emanzipatorischen Unternehmungen. Sie waren seine Sache nicht. Fritz J. Raddatz, der ihn zum Verlag Rowohlt geholt und damit in großen Auflagen verbreitet hatte, erklärte diese Haltung so: Genet verwarf unsere Gesellschaft am überzeugendsten, indem er sie so annahm, wie sie ist (vgl. Wolter 2010). Genet muss gehaut haben, dass der schwule Aufbruch eines Tages auf die Anpassungslinie

¹ In: DER SPIEGEL, Nr. 19, vom 9. Mai 1983, S. 200.

einschwenken würde. Bereits in den 1950er Jahren beschied er einen Interviewer:

»[...] ich bin ein Homosexueller, wie jeder weiß. Aber ich bin einer mit Strenge und Logik. Was ist ein Homosexueller? Ein Mann, der sich weigert, in jenes System einzutreten, nach dem sich die ganze Welt organisiert. Der Homosexuelle lehnt es ab, verneint es, zerstört es, ob er will oder nicht. Es ist das Gegenteil des gesellschaftlichen Zwanges, der Gesellschaftskomödie.« (Zitiert in White 1988)

Der kurze Traum von einer veränderten Welt hielt nur wenige Jahre, nach dem schwulen Aufbruch von 1971 bis –? Bald verlor die Revolte an Fahrt, Ruhe kehrte ein, es begann der Kampf um Reform. Vernünftig, strategisch, erfolgreich – in den Institutionen. Niemand soll dieser Arbeit seine Achtung versagen; Genet hat es nicht mehr erleben müssen. Was er gesagt hätte, lässt sich leicht denken. Oder, in seinen hellsichtigen Worten aus den 1950ern, anschließend an das vorige Zitat:

»Daraus folgt, dass der Homosexuelle, wenn er mehr oder weniger darauf eingeht, eine Rolle in dieser Komödie zu spielen wie Proust oder wie Gide, betrügt, er lügt ... Alles, was er sagt, wird suspekt. Meine Phantasie ist in Verworfenheit getaucht, doch zumindest in dieser Hinsicht ist sie edel, ist sie rein. Ich lehne Irreführung ab.«

Bemerkenswert viele Intellektuelle in Deutschland schlossen sich damals der Verachtung schwulbewegter Unternehmungen an. Raddatz hörte hier einen »quietschenden Selbstmitleidston«.¹

Gleichwohl hat Genet vielfachen Einfluss auf die Schwulenemanzipation genommen. Zunächst mittelbar über die Autoren der us-amerikanischen Beat-Generation der 1950er Jahre. William S. Burroughs, Allen Ginsberg und Jack Kerouac bekannten sich zu Genets Bedeutung für ihr Schreiben. Ohne die kulturelle Revolution der beatniks, das wird heute zunehmend erkannt, sind der Stonewall-Protest von 1969 und die sich daran entzündende gay liberation nicht zu denken. Das zu erkunden und auf Europa zu verlängern wäre ein neues Thema und ist ein weites, lohnendes Feld.

2. Genets Hitler

Die begehrtesten Männerfiguren bei Jean Genet werden in aller Regel als blond-blauäugigkräftig beschrieben und entsprechen damit dem

¹ In: DIE ZEIT, 5.11.1993.

Klischee »des Deutschen«. In den SA-, SS und Wehrmachtstruppen treten diese tollen Kerle gar rudelförmig auf. Die stereotyp wiederholten Formulierungen signalisieren eine Wunschstruktur, die heute als Fetischisierung gilt – und auch nicht buchstäblich als das genommen wird, als was es erscheint.

Für Susan Sontag zeigt Genets Totenfest »die erotische Verlockung, die der Faschismus auf jemanden ausübte, der kein Faschist war« (1980: Anm. 5). Nein, es zeigt sie nicht, sondern Genet nutzt sie literarisch, sofern man darin einen Unterschied sehen mag. Zu selten hat Genet sich mit den Nationalsozialisten beschäftigt, obwohl diese zu der Zeit seiner Romanproduktivität alle Länder besetzt hielten, die er durchreiste. Nicht einmal Das Totenfest vermag eine Sympathie mit den Nazis zu vermitteln. Die oft bemerkte Düsternis des Werks vermittelt geradezu eine tief emotionale Ablehnung des deutschen Terrors, und zwar in einem künstlerischen Medium, statt bloß zu deklamieren.

Doch viele, darunter Wolfgang Popp, kamen nicht über den Eindruck hinweg, den die Lektüre der Textoberfläche hinterließ. Die Männerbünde, eine Verherrlichung von Gewalt und Macht signalisieren Genets Nähe zur faschistischen Ideologie, heißt es (Schrader 1999: 168). Zudem erschienen hier attraktive deutsche Besatzer sowie ein Hitler als Teil der schwulen Gemeinde.

Popp bezweifelt, »dass es Genet keineswegs um die Feier des NS-Faschismus oder auch nur um die Sympathie mit ihm gehe«. Im Gegenteil, der Ich-Sprecher im Totenfest lege eine »Affinität« Genets zum NS-Faschismus durchaus nahe. Popp zieht eine moralisch begründete Grenze: »die Unmenschlichkeit und der Sadismus der realen NS-faschistischen Machtausübung waren zu verheerend, als dass man sie in der Weise, wie Genet das tut, in die Individualphantasien eines vom Schmerz des Freundes-Verlustes gepeinigten (schwulen) Außenseiters einbeziehen könnte - oder dürfte.« (Popp 1992: 331-333)

Wer sich über Genet ärgert, weil dieser die Nazis verherrliche, Hitler positiv auftreten lässt und die blonden Deutschen Soldaten liebt (Erik im Totenfest) – der ist Genets Provokation aufgefressen wie alle Zensoren vor ihm. Genets Bewunderung für Hitler entspringt nicht einer Faschismusneigung. Vielmehr ist sie Korrelat des deutschen Frankreichfeldzugs von 1940; Hitler hatte das verhasste bürgerliche Frankreich gedemütigt.

Genet zu Hubert Fichte (in dessen Übersetzung): »Die Tatsache, dass die französische Armee [...] vor den Truppen eines österreichischen Gefreiten kapitulierte, das hat mich hingerissen. Ich war gerächt, [...] und ich konnte denjenigen, der die Erniedrigung Frankreichs ins Werk gesetzt hat, nur anbeten.« (in Fichte 1992: 23 f.)

Gewiss, das sagt der Autor drei Jahrzehnte später, und sein Bemühen um Selbststilisierung ist inzwischen bekannt. Aber es vereinbart sich völlig mit den Texten der frühen vierziger Jahre. Genet literarisiert Hitler, kreiert »seinen« Hitler (Hartwig 1998: 176 f.). Und keineswegs verehrt er ihn, sondern er gibt ihn der Lächerlichkeit preis bzw. befördert ihn zur kastrierten und von einem kleinen Franzosen penetrierten sowie kotleckenden Tunte (Das Totenfest: 195-199, 223-225). A.H. ist für Genet ein Verbrecher wie viele andere seiner Romanprotagonisten auch; aber er wird nicht geliebt und bewundert, sondern verachtet.

Die von Genet umfassend betriebene Sexualisierung mag darüber hinwegtäuschen. In der folgenden Passage (aus Notre-Dame-des-Fleurs) zeigt sich das in einem Übersprung: Von der mythologisierenden Überhöhung eines Mannes wird unmittelbar übergeblendet zum deutschen Angriff auf Frankreich.

»Mignon: ein Riese. Seine gebogenen Füße bedecken die Hälfte des Erdballs. Aufrecht, mit gespreizten Beinen, in einer Pluderhose aus himmelblauer Seide, die sich bauscht – erigiert er so heftig, und mit solcher Ruhe, dass sich After und Vaginen auf sein Glied reihen wie Ringe auf einen Finger. So heftig und so ruhig erigiert er, dass seine Männlichkeit vom Himmel aus betrachtet die durchstoßende Kraft der Bataillone blonder Krieger besitzt, die uns am 14. Juni 1940 in den Arsch vögelten, durch Staub und Hitze marschierend, gelassen, ernst, mit abwesendem Blick.« (Notre-Dame-des-Fleurs 1998: 70 f.)

Beim Totenfest kann es sich schon biografisch kaum um einen nazisymphatischen Text handeln. Der Verfasser hatte im Sommer 1944 gerade seine letzte Freiheitsstrafe in dem unter Besatzungsaufsicht stehenden Camp de Tourelles verbüßt. Als nun Paris befreit wurde, kam sein Geliebter Jean Decarnin im Barrikadenkampf ums Leben. Den Spannungen dieses Erlebnisfeldes verdankt der Roman seine Entstehung. Alle Figuren, auch wenn sie Realnamen tragen, werden erfunden und auf die eine oder andere Weise erotisiert. Genets Ästhetik wie Erfindungskraft feiern die Dreieinigkeit von Verbrechen, Verrat und Homosexualität. Und so ist auch Das Totenfest zu

lesen: nicht als zeitgeschichtlicher Kommentar, sondern als unerhörtes literarisches Ereignis.

Auf eine Nacherzählung des abenteuerlichen Geschehens und der anstößigen Begebenheiten sei hier verzichtet, denn damit würde nur erneut einer vordergründigen Rezeption Vorschub geleistet. Man muss es schon im Zusammenhang, im Sog der Narration lesen, um den absonderlichen Hitler einzuordnen, nämlich als Kunstfigur, die den A.H. etwa in dem Maße entzaubert, wie es Charles Chaplin wenige Jahre zuvor im »Großen Diktator« bereits einmal gelungen war. (Bei Genet natürlich auf eine völlig andere Weise.)

Hitler, SS und Nazi-Deutschland dienen Genet als Vorlage, um einen neuartigen Text hervorzu- bringen. Grusel, Grauen, politisches Daneben gehören zu den Ingredienzien, gewissermaßen zum Rezept. Die gesellschaftliche Realität ebenso wie die autobiografischen Tatsachen geben stoffliche Anregungen, tragen aber keine Botschaft.

Die Logik, nach der die Assoziationen des Autors voranschreiten, folgt zunächst schlichten Formeln des Dagegen: Wenn Frankreich sich für eine Grande Nation hält, dann rückt Deutschland nach vorn; wenn die Linken sich in der résistance sammeln, dann bekommen die Faschisten mehr Beachtung; wenn Liebe, Ehe und Heterosexualität dominieren, dann wird schwuler Gelegenheitssex attraktiv gemacht, und so weiter. Das können gewitzte Leser bald verstehen und sich der Sensation einer neuen Perspektiven hingeben.

Nach diesem Schema entsteht ein Hitler, der zwar gefährlich, aber sexuell impotent ist, der zwar Frankreich besiegt hat, aber von einem kleinen Franzosen anal penetriert wird. Solches literarisch zu schreiben hat sich vorher und nachher niemand getraut. Aus den verquerten Situationen bezieht Das Totenfest einen Teil seines effektvollen Zunders. Hitler als hodenlose Tunte – wirksamer konnte, in den 1940er Jahren und in Genets Bestiarium – der Führer nicht in die Lächerlichkeit entlassen werden. In der grandiosen Analyse von Ina Hartwig (1998) lassen sich viele textliche Details und interpretierende Verfeinerungen nachlesen.

Eine schwule und entmannte Hitlerfigur rückt – gemessen an NS-Kriterien – in die Kategorie der »Verbrecher« ein. Die individuelle Kennzeichnung gilt auch für das Dritte Reich, welches durch Hitler verkörpert wird: Das ganze NS-System ist ein Unternehmen der Makrokriminalität (nach dem Konzept von Herbert Jäger 1989). Sympathisiert hat Genet nur mit Dieben und

Mördern im Individualmaßstab, nur ihnen misst er die »Schönheit des Verbrechers« bei. Der Führer hingegen tritt als hässliches Monster auf.

Jahrzehnte später hat Genet sich noch einmal zu Hitler geäußert, nicht literarisch, sondern politisch kommentierend. Was hieran für »antisemitisch« gehalten werden könnte (und damit nicht dasselbe ist wie »profaschistisch«), das entstammt Genets humanitärem Einsatz für die Palästinenser. Er engagiert sich zu Anfang der 1980er Jahre für ein unterlegenes Volk, dessen Leiden er aus nächster Nähe kennenlernt (Vier Stunden in Chatila).

Doch Wolfgang Popp und andere kamen über den »Verrat« Genets an der Selbstverständlichkeit einer antifaschistischen Haltung nicht hinweg. Genet »verrät« aber stets jede an ihn gerichtete Erwartung auf korrektes Verhalten (mit der einzigen Ausnahme einer korrekten Benutzung der französischen Grammatik). Die wahre Haltung des literarischen Autors (einschließlich der Person) Jean Genet ist aus seinen Texten zu erschließen. Beim Berlinbesuch im semi-autobiografischen Tagebuch des Diebes kommt es zum Schwur. Verfällt Genet den »blonden Bestien«? So mag er es erwartet haben; doch das Gegenteil tritt ein. Er wird seines kriminellen Treibens hier nicht froh.

»Ein merkwürdiger Bann hielt mich ab.« Einerseits war für ihn ein Deutschland, das ganz Europa Schrecken einflößte, »zum Inbegriff der Grausamkeit geworden. Schon war es ausgestoßen. Selbst Unter den Linden hatte ich das Gefühl, durch ein von Banditen angelegtes Lager zu spazieren. Ich glaubte, das Hirn des gewissenhaftesten Berliner Bürgers verberge Pfunde von Heuchelei, Hass, Bosheit, Grausamkeit, Gier.« Andererseits beschleicht Genet beim Stehlen »eine Art Verlegenheit - denn die innere Einstellung, die diese Handlungen beherrschte, war hier zur Bürgertugend erhoben - eine ganze Nation war damit vertraut und richtete sie gegen die anderen.« Damit kippt der Täter aus der Ordnung des Protests. Er sagt sich: »Dies ist ein Volk von Dieben.« »Wenn ich hier stehle, tue ich nichts Besonderes, wodurch ich mich auszeichnen könnte: ich gehorche nur der allgemeinen Ordnung. Ich zerstöre sie nicht. Ich störe nicht. Der Skandal ist unmöglich. Ich stehle ins Leere.« (2001: 134)

Genauer kann Genet nicht mitteilen, wozu die Nazis ihm dienen: Skandal machen, Ordnung zerstören, Literatur erzeugen. Das gewagte Unterfangen gelingt und markiert eine eindrucksvolle ästhetische Position. Zudem nimmt Genet mit

dem »Volk von Dieben« eine These vorweg, die in der Geschichtswissenschaft erst ein halbes Jahrhundert später erreicht worden ist (durch Aly 2005). Weder wird Hitler durch Genets Verfahren normalisiert, noch verharmlost es die deutschen Verbrechen. Das Dritte Reich taucht deswegen im Werk auf, weil es Frankreich – dem Genets ganze Hassliebe gilt – gedemütigt hat.

Auch gegenüber Hitler entwickelt Genet seine »Poetik der Verwundung«, und zwar in besonders aggressiver Weise (Hartwig 1998: 223). Verwundung wird für Genet zur Quelle der Schönheit; jeder Mensch wird auf seine eigene, oftmals verborgene Weise erleuchtet. Genet schafft es, »durch Poetisierung des Verbrechens seine Leser zu bannen«. Der Name Hitler steht für den größten Verbrecher des 20. Jahrhunderts., und durch ihn wird die Homosexualität auf die höchstmögliche Bedeutungsebene gehoben – so man will: geheiligt. Nur darin besteht die literarische Funktion. Wir lesen keine politische Stellungnahme, sondern eine poetische »Liebesgeschichte mit sakralen und satanischen Zügen« (Luckow 1962: 106). Womöglich entfaltet diese Kunst heute eine noch stärkere Wirkung als vor sechzig Jahren, weil neben dem politischen Abscheu auch die ungerechtfertigte Verteufelung der Homosexualität beim Lesen evoziert wird.

3. Sartres Genet

Jean-Paul Sartre, um ein Vorwort zur frühen Gesamtausgabe der Romane gebeten, schreibt einen Essay mit über sieben Hundert Seiten Umfang. Dieses Buch war dann als Band 1 der Genetschen Werkausgabe von 1952 vorangestellt und ein riesiger Erfolg geworden (an die zwanzig Nachdrucke innerhalb eines Jahres).

In einem Brief vom 2. Januar 1950 berichtet Sartre über sein »Vorwort« zur Werkausgabe Genets: »Es ist halluzinierend, fünfzehn Stunden am Tag über einen genialen Betrüger und Homosexuellen zu arbeiten. Er okkupiert mich und halluziniert mich. Nachts weckt er mich. Aber es ist passionierend.« (1985: 371)

Sartre wird zum ersten und bis heute ausführlichsten in der Reihe der Werkinterpreten (und selbst Gegenstand ausgedehnter Tertiäranalysen). Zugleich verstrickt er sein eigenes Werk mit dem des anderen.¹ Und katapultiert damit den Anderen in die erste Reihe der zeitgenössischen Autoren. Ein wundersamer Vorgang, der in der Litera-

¹ Jahrzehnte später unternimmt Sartre einen ähnlichen, mehrbändigen Versuch mit Gustave Flaubert.

turgeschichte seinesgleichen sucht. Doch zu übernehmen ist Sartres Interpretation keineswegs.

Warum schreibt Sartre ein dickes Buch, um Jean Genet zu preisen? Er interessiert sich für das Andere, für die Gegenwart zur bürgerlichen Anständigkeit. Er versteht den merkwürdigen Moralismus, der erst am Ende der fünf Romane auch wörtlich hervortritt, und zeigt die Dialektik von Gut und Böse. Einerseits hat Genet alles, um als böse dargestellt zu werden. Andererseits: »Genets Würde ist der Anspruch auf das Böse.« (1986: 94). Genets Funktion für die »Anständigen« bestehe darin, »ihre verbetenen Wünsche auf sich zu nehmen und sie ihnen widerzuspiegeln« (1986: 62).

Sartre exemplifiziert an Genet seine existenzphilosophische Botschaft, ja macht ihn zu einer eigenen Romanfigur (Franke-Penski 2006: 264). Ihn fasziniert das Vorhaben Genets, er habe beschlossen, der zu sein, den das Verbrechen aus ihm gemacht hat. (1986: 110-120). Genet habe eine Methode erfunden, die Verödung seiner Verhältnisse zu überleben. Er nennt es eine strenge Disziplin:

» [...] auf jeden Vorwurf, der gegen mich erhoben wurde, auch wenn er ungerecht war, antwortete ich aus der Tiefe meines Herzens mit ja. [Somit] fühlte ich in mir selbst den Wunsch, ein solcher zu werden, der ich gemäß dem Vorwurf sein sollte« (Tagebuch des Diebes 1949/2001: 192). Damit schwindet das Gefühl der Unschuld. Er muss keine bösen Handlungen begangen haben, um sich als böse zu erkennen. Bei der Innenschau entdeckt er »genügend Gründe, um diese Bezeichnungen zu verdienen«. Er erkennt dadurch, dass er aus Unrat besteht. Die erlebte Verachtung schlägt in Hass auf die anderen um. »Aber welche Zerrissenheit hatte ich erlebt.« Diese Übung vergleicht er mit geistlichen Exerzitien.

Diese Suche nach dem eigenen Sein wendet Sartre dialektisch in den Heiligen (1986: 121-219). Ganz fern liegt das Kippbild teuflisch-göttlich ja keineswegs. (Selber habe ich mit dieser Art von Umkehrung einmal einen Buchtitel formuliert: »Vom Bösen, das noch stets das Gute schafft«, eine Übernahme aus Faust, Erster Teil.) Das war gut für Genets Karriere, und vom Autor listig eingefädelt. Der Kleinkriminelle hatte sein literarisches Sujet gesucht und gefunden. Als innovativ und genial muss das allemal gelten.

Als »Dieb«, so meinte Sartre, verdrehe Genet das Böse und das Gute ineinander; dies wird ausführlichste dargelegt (1986: 83-551). Aus der

ephemerer Aktivität des Klauens mache er eine stabile Identität. Mir will allerdings eher scheinen, dass Genet auf Zeit das Abenteuer als Lebensweise erwählte¹ und dass die Besonderheit seine Identitätsform war.

Sartres Arbeit entstand zunächst aus dem Impetus, dem unbekanntem Autor zu helfen, dem es drohte, unbefristet in Sicherungsverwahrung zu kommen. Wie jeder geschickte Verteidiger startete er ein Plädoyer und argumentierte, die Straftaten und Obszönitäten seien aus den Kindheitskatastrophen erwachsen seien. Als kunstfunktionale Beweisführung hat das damals sein Ziel erreicht; heute geben wir uns damit nicht mehr zufrieden. Biografie-Kontext-Werk beeinflussen einander vielfältig, aber es besteht keine Eins-zu-eins-Kausalität noch eine Funktionalität. Es bringt nicht viel, das Werk eines Autors aus den Tatsachen seines Lebens heraus zu interpretieren und zu bewerten.

Ein abschreckendes Beispiel liefern die US-Amerikaner Stewart und McGregor (1989). Die Autoren geben sich jede Mühe, Genets Darstellung seines Lebensganges als Täuschung (aufgrund von Irrtümern und Lügen) zu entlarven und die darauf hereingefallenen Interpreten zu blamieren. Sie meinen, damit der Analyse des Werks einen Dienst zu leisten.

Sartres Schilderung zum jugendlichen Ganoven bietet ein Lehrstück für den Labeling-approach der soziologischen Devianzforschung, und zwar avant la lettre. (insb. 1986: 89). Da sind die verschiedenen Stufen der Außen- und Innendefinition des nonkonformen Akteurs: Eine ursprüngliche Ungerechtigkeit, mit magischen Begriffen verstärkt, zwingt den Betroffenen, diese Etikettierung zu übernehmen; später wendet er sie gegen den Unterdrücker (94). Vor allem dieser Gedanke – die Umkehrung des Stigmas – ist ein genialer Vorgriff auf das viel spätere Coming-out-all-ever von John Kitsuse (1980).

Zusätzlich zum Vagabunden- und Diebesdasein benutzt Sartre die Homosexualität, um seine Thesen zu entwickeln. Für die Zeit um 1950 liest sich sein unbefangener Umgang mit der allerorten verurteilten »Unzucht« durchaus erfrischend. Und er »verteidigt« sie sogar verschiedentlich (1986: 355 ff., 525 f.).

¹ Vgl. meinen Artikel: Verbrechen als Abenteuer. In: Helmut Pollähne u.a., Hgb., Komplemente in Sachen: Kriminologie, Drogenhilfe, Psychotherapie, Kriminalpolitik. Berlin: Lit, S. 39-50, 2010.

An eine Freundin, die sich als homosexuell bezeichnet, schreibt Sartre 1950: »Ich stecke tatsächlich bis zum Hals im Studium dieser Neigung bei Genet. Es wird nicht ganz das Gleiche sein, aber es stimmt, dass Ihr gemeinsame Züge habt: Dämonismus, das Böse usw. – und dass sich jedes Verhältnis zum Anderen über ein Verhältnis zu sich selbst geht: der Andere als Vermittler zwischen sich und sich: als Mittel, das Ihr verwendet, um Euch selbst als den Anderen zu sehen.« (1985: 372) Vielleicht gilt das ja für alle Menschen?

In Gesprächen und durch die Lektüre kam Sartre dem Gegenstand seiner Neugier recht nahe. Genet bemerkt zu Choukri bezüglich Sartre, dass dieser sein Leben sehr gut kenne (Choukri 1995: 18). Sartre geizte denn auch nicht mit Thesen zur Ätiologie und Struktur des Homosexuellen (die meisten davon wirken selbst heute noch als diskutabel, weil die Wissenschaften mit dem Phänomen nun einmal nicht zu Rande kommen). Da heißt es dann, Genet werde als Kind zum Objekt für die anderen und für sich – und das sei ganz analog zu de Beauvoirs Befund zur weiblichen Sexualität, der Genet sich denn auch annähere (1986: 64). Hm. Sartre denkt präidentitär: Das Homosexuellsein folge dem verinnerlichten Stigma; nur mit Entsetzen stelle so einer fest, dass er dazugehört. Über die »Tunten« machen sich alle lustig, statt, wie heute, ihre Performanzleistung zu bewundern (70 f.). Immerhin empfindet Sartre seinen Genet als optimistisch und frei (81).

Sartres Rekonstruktion zu Genets Sexualbiografie kann nicht gelingen, weil er Genets Tagebuch des Diebes als einen Tatsachenbericht, als Anamnese, nimmt – es ist aber Literatur. (Zur Kritik an Sartres Tendenz, eine Romanfigur mit dem Autor gleichzusetzen, vgl. Franke-Penski 2006: 260.) Auch die Ätiologie der (Homo-) Sexualität, welche Sartre im Kopf hat, ist wissenschaftlich unbestätigt. Danach habe eine »Urkrise« (130) alles Weitere ausgelöst und geprägt.

Die Urkrise soll darin bestehen, dass Genet als Kind eine Vergewaltigung erlitten hat (130 f.; diese These vertrat auch Hans Mayer 1975: 297), wozu die heutigen Traumatheorien gut passen. Sartre spekuliert: »Eine eiserne Umarmung hat ihn zur Frau gemacht [...]; er ist die Dorfnutte, jeder kann ihn haben« (131). Na ja.

Noch 2001 nimmt Arnold Stadler das Tagebuch des Diebes als pures autobiografisches Zeugnis (»Lebensbeichte«, 2001: 302) und strickt so die Mär weiter. Stadler tut das in aller Unschuld (»ganz unakademisch und unintellektuell« (300),

»ohne Sartres Buch von Saint Genet gelesen zu haben« (302). Ein Romancier darf das. Dürfen wir es?

Die Inversion (d.i. Homosexualität) ist nach Sartre weder genetisch verursacht noch neurotisch hervorgebracht, sondern »ein Ausweg, den das Kind im Moment des Erstickens entdeckt« (129). Fritz Morgenthalers einstmals progressives Bild von der »Plombe« wandelt auf ähnlichen Wegen (1984, zuerst um 1980). Heute verzichten wir auf sämtliche Erklärungsversuche der Homo-, Pädo-, S/M- etc. Sexualität – solange nicht die Entstehung der »normal«-sexuellen Motivation erhellt ist.

Sartre überzog zwar, wenn er Genets Leben für »billigend gescheitert« erklärte – der Mann war ja erst vierzig –; das Böse zerstöre schließlich auch den Bösen (1986: 270). Aber die Tendenz gilt partiell: Wenn Genet den Verrat an allem und jedem verherrlicht, dann bereitet er die Überspannung seiner Liebesbeziehungen vor. Der Geliebte wird seinem persönlichen Rhythmus entzogen und in etwas ihm nicht Genehmes manipuliert. Sogar sich selbst »verrät« Genet, wenn er versucht, sich vom sexuellen Bottom zum Top zu verwandeln. Die Banalität eines Glücks wird der Poesie des Verrats dargebracht. Die versuchte Konversion zum sexuell Aktiven (im Leben sowie im Wunder der Rose) nennt Sartre ungehört eine »Männlichkeitskomödie« (642) und meint, damit reagiere der alternde Genet auf seine schwindende Attraktivität (635). Jedoch für gewöhnlich läuft es andersherum: Die Älteren bieten sich als Passive an. Insgesamt indessen sieht Sartre es wohl richtig: Alle Lieben von Jean sind vergeblich, es verblieb die Einsamkeit (512).

4. Frankreichs Genet

Nicht zuletzt ist Genets Werk dadurch zu verstehen, dass es als Teil der französischen Kultur gesehen wird. Diese hat einen eigenständigen Zivilisationsprozess durchlaufen, viel bewundert, aber dadurch auch in ihrem Einfluss auf andere Länder begrenzt. Das sog. Republikanische Modell eines Universalismus verwischt alle Formen von Differenz. Genet bereitete im französischen Raum der Literatur einen privilegierten Ort, an dem sich dann Yves Navarre, Renaud Camus, Dominique Fernandez und Hervé Guibert einrichten konnten (Jobst 1989: 119).

Das Modell »Genet« hat erheblich dazu beigetragen, dass in Frankreich sich besondere Formen von Homosexuellsein und Emanzipationsbewegung herausgebildet haben. Sie unterscheiden

sich von ihren Gegenständen in Deutschland und den vielen weiteren westlichen Ländern, die unter us-amerikanischem Einfluss stehen. In Frankreich lautet das Stichwort dafür »Republikanismus«, und der meistgenannte literarische Autor heißt Genet. Herausgearbeitet hat dies Denis Provencher (2007). Er meint, Genets nichtidentitäre Sprache »diene als eine ›queere‹ französische Sprache und schaffe ein ›authentisches‹ französisches Modell [...] für die sexuelle Bürgerschaft« (54). Die beiden Typen homosexueller Kultur trennen sich in mancher Hinsicht. Hier beginnt ein neues Thema; hingewiesen sei nur auf das Recht der Lebenspartnerschaft (PaCS) und auf die ungeheure Ernte des HI-Virus unter den französischen Intellektuellen.

In Frankreich dient Genet bis heute als ein Archetypus und ein authentisches Modell für eine Subjektposition (Provencher 2007: 55). Nach Sartre hat sich ein weiterer Führungsinтеллектуeller auf das Werk von Genet eingelassen: Jacques Derrida. Dieser konfrontierte 1974 den philosophischen Metaphysiker Hegel mit dem sexual-literarischen Metaphysiker Genet (in seinem kryptischen Werk *Glas*, dt. svw. Totenglocke, erst 2006 übersetzt).

Diese Prominenz hat allerdings nicht bewirkt, dass der dergestalt gefeierte Autor nun auch gelesen würde – nur seine Figuren entfalten eine Hintergrundwirksamkeit. In der kleinen Umfrage (N = 40), die Denis Provencher bei französischen Lesben und Schwulen veranstaltet hat, war Genet meist nur über den *Querelle*-Film bekannt; selbst Literaturstudierende hatten nichts von ihm gelesen (2007: 59).

5. Ein queerer Genet?

Für eine queere Lesart der Genetschen Bücher sorgen heute schon die Frauen, von denen dieser Autor – der fast nur männliche Personen auftreten lässt – zunehmend studiert wird. Sie empfinden eine gewisse Sympathie mit einem Mann, der sich »aus dem Niedrigsten heraus« selbst erfunden hat (so Schrader 1999: 139). Schon im zweiten Feminismus, um 1970, war Genet von Beginn an wahrgenommen worden: Kate Millett widmete ihm in ihrer zündenden Aufbruchsschrift *Sexus und Herrschaft* längere Ausführungen. Sie empfahl ihn, weil seine Romane die Sexualhierarchie thematisieren. Hieraus folge die Notwendigkeit, die männlichen Unterdrückungsmethoden abzuschaffen.

Wie lässt sich diese Sympathie nachvollziehen? Genet beschäftigt sich vor allem mit einer Virilität, die im Kampf mit sich selber liegt und die dazu neigt, sich zu unterminieren. Jeder Sieger ist hier ein potenzieller Verlierer. Auch der aggressivste Kerl kann feminisiert und missbraucht werden. Die anale Vergewaltigung demonstriert die Fragilität der Maskulinität, insbesondere in der Figur *Querelle*. (Woods 1998: 275 f.)

Am Anfang der Konzeption »queer« stand die Idee, die Vorstellung einer lesbischen bzw. schwulen Identität zu verabschieden. »Queer« meint etwas mehr Flüssiges und Kontingentes, verglichen mit dem eher stabilen und gemeinsamen Begriff einer sexuellen Subjektivität (Stephens 2009: 12).

Eine seltsam gegen Tradition und Erwartung angehende Lektüre unternimmt Bettina Unger. In ihrer Berliner Dissertation findet sie bei Genet eine Sprache der Liebe, die über das sexuelle Begehren hinausführt. In der Tat muss man die krude Gleichung Sex = Liebe, wie sie in den Romanen verschiedentlich auftaucht, hinterfragen: Was meint der Autor damit? Die in der westlichen Kultur klassisch gemachten Unterschiede zwischen Erotik, Sexualität und Liebe – allen Schwierigkeiten des Abgrenzens, der Begrifflichkeit und der Überschneidungen zum Trotz – sind dem belesenen Genet gewiss bekannt gewesen. Unger entdeckt bei ihm nun einen weiblich-mütterlichen Liebesstil und zieht ideengeschichtliche Linien zur christlichen Gottesmutter. Provokative Frage: Entspricht das nicht auch ein wenig dem queeren Lesen?

Das Nebeneinander von unbekümmert abweichender Sexualität einerseits, Solidarität mit jeglichen Unterdrückten andererseits, wie es Genet in seinem Leben praktiziert hat, entspricht den queeren Gedankengängen (neuerdings etwa in der Figur der Intersektionalität). Dass die schwulen Zeitgenossen der 1970er noch zwischen Sex und Revolution unterschieden – dieses in Berlin auch räumlich zwischen Schöneberg und Kreuzberg aufteilten (vgl. Gammerl 2009) – ist heute vorbei. Genet wird erneut aktuell.

Zitierte Werke von Jean Genet

- Notre-Dame-des-Fleurs, frz. 1944, Gifkendorf 1998.
- Wunder der Rose, frz. 1946, Gifkendorf 2000.
- Querelle, frz. 1947, Reinbek 1965.
- Das Totenfest, frz. 1947, Gifkendorf 2000.
- Tagebuch eines Diebes, frz. 1949, Gifkendorf 2001.
- Vier Stunden in Chatila, frz. 1982, Gifkendorf 1983.

Literatur

- Aly, Götz, 2005: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt/M.
- Bersani, Leo, 1994: The gay outlaw. In: *Diacritics* 24, 2-3: 5-18.
- Choukri, Muhammad, 1995: Jean Genet und Tennessee Williams in Tanger. Hamburg.
- Derrida, Jacques, 2006: *Glas*, frz. 1974. München.
- Farmer, Amy, 2002: Genet, Jean. In: J. Summers, ed., *An Encyclopedia of Gay, Lesbian, Bisexual, Transgender, and Queer Culture*. http://www.glbtc.com/literature/genet_j.html
- Fichte, Hubert, 1992: Jean Genet. Aachen.
- Franke-Penski, Udo, 2006: Die Freiheit und das Böse im Auge des Betrachters – Jean-Paul Sartre liest Jean Genet. In: Preußner, Heinz-Peter, Hrsg., *Kulturphilosophen als Leser. Porträts literarischer Lektüren*. Göttingen: 244-264.
- Gammerl, Benno, 2009: Das schwule Westberlin. In: *Jungle World* Nr. 45.
- Hartwig, Ina, 1998: Sexuelle Poetik. Proust, Musil, Genet, Jelinek. Frankfurt/M.
- Herzer, Manfred, 1982: Bibliographie zur Homosexualität. Verzeichnis des deutsch-sprachigen nichtbelletristischen Schrifttums zur weiblichen und männlichen Homosexualität aus den Jahren 1466 bis 1975 in chronologischer Reihenfolge. Berlin.
- Jäger, Herbert, 1989: Makrokriminalität. Studien zur Kriminologie kollektiver Gewalt. Frankfurt/M.
- Jobst, Peter, 1989: Sammelbesprechung. In: *Forum Homosexualität und Literatur* 6: 112-119.
- Kitsuse, John I., 1980: Coming out all over. *Deviants and the Politics of Social Problems*. In: *Social Problems* 28: 1-13.
- Luckow, Marion, 1962: Die Homosexualität in der literarischen Tradition. Studien zu den Romanen von Jean Genet. Stuttgart.
- Mayer, Hans, 1975: *Außenseiter*. Frankfurt/M.
- Millett, Kate, 1971: *Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*, engl. 1970. München.
- Morgenthaler, Fritz, 1984: *Homosexualität, Heterosexualität, Perversion*. Frankfurt/M.
- Popp, Wolfgang, 1992: *Männerliebe. Homosexualität und Literatur*, Stuttgart.
- Provencher, Denis M., 2007: *Queer French. Globalization, Language, and Sexual Citizenship in France*. Aldershot.
- Sartre; Jean-Paul, 1985: *Briefe an Simone de Beauvoir und andere*. Band 2, 1940-1963. Reinbek.
- Sartre, Jean-Paul, 1986: *Saint Genet, Komödiant und Märtyrer*. Schriften zur Literatur, Bd. 3. Reinbek.
- Schrader, Sabine. 1999: ‚Mon cas n'est pas unique‘. *Der homosexuelle Diskurs in französischen Autobiografien des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart.
- Sontag, Susan, 1980: *Faszinierender Faschismus*. In: dies., *Im Zeichen des Saturn*, S. 97-126, München.
- Stadler, Arnold, 2001: *Vergegenwärtigung. Archetypen des Unglücks oder kleiner, großer Dieb*. In: Genet, *Tagebuch des Diebes*: 298-317.
- Stephens, Elizabeth, 2009: *Queer Writing. Homoeroticism in Jean Genet's Fiction*. Basingstoke.
- Stewart, Harry E.; McGregor, Rob Roy, 1989: *Jean Genet. A Biography of Deceit, 1910-1951*. New York.
- Unger, Bettina. 2007: *Das Lied der Liebe bei Jean Genet*. München.
- White, Edmund, 1993: *Jean Genet. Biografie*. München.
- Wolter, Salih Alexander, 2010: *Die Kette – und das Schiff, das Meer, die ganze Welt. Zum 100. Geburtstag von Jean Genet*. In: *Rosige Zeiten* 130: 23-25.
- Woods, Gregory, 1998: *A History of Gay Literature: The male tradition*. New Haven.
- Ziegler, Werner, 1981: *Jean Genet. Metaphern der Vergeblichkeit*. Bonn.

Zwei schwule Nazis lieben sich: »I loved Ernst Röhm and he loved me.«

Dass es den englischen Maler Sir Francis Cyril Rose, 4th Baronet of Montreal (1909-1979) überhaupt gegeben hat, erfuhr ich aus Klaus Theweleits Buch über den Dichter Benn: *Orpheus am Machtpol* (Frankfurt/M. 1994). In dem Kapitel, das die Künstler und Literaten durchgeht, die in den 1930er Jahren wie Benn ebenfalls mit dem NS kollaborierten, ist auch die Rede von der lesbischen Nazisympathisantin Gertrude Stein und ihrem Maler-Freund Francis Rose:

»Rose, offener Homosexueller, ist auf seinen Deutschlandreisen auch ein Freund Ernst Röhm's geworden: Ich liebte Röhm und Röhm liebte mich, steht in seiner Lebensselbstbeschreibung. Rose wie Picasso sind in kurzen Zeiträumen nacheinander Gäste der Stein/Toklas-Residenz in Bilignin.« (S. 82)

Weil Theweleit nichts Näheres zu Roses Buch angibt, war seine Beschaffung schwierig. Endlich kam aber aus der Münchener Staatsbibliothek: *Saying Life. The Memoirs of Sir Francis Rose* (London u.a. 1961), 416 Seiten mit vielen Schwarzweiß-Fotos und auf den Seiten 194 bis 235 die Kapitel »Ernst Röhm«, »Röhm and the S.A.« und »The Tragic Last Days«, die hier erstmals übersetzt vorgelegt werden.

In einem Punkt muss Theweleit widersprochen werden: an keiner Stelle in den Memoiren fand ich auch nur andeutungsweise eine Selbstbeschreibung Roses als »offener Homosexueller«. Zwar entsteht bald unabweislich der Eindruck, dass hier ein schwuler Snob sentimental und selbstgefällig aus seinem Leben erzählt, nie aber geht es um Grobsinnliches oder gar widernatürliche Unzucht, allenfalls, wie in der Beziehung zu Röhm um eine Art Freundesliebe oder platonisches Ideal. Immer wieder erwähnt er, um seine Normalität zu beweisen, seine beiden Ehen und den Sohn, den er gezeugt hat. Mit der Verleugnung der eigenen Homosexualität bewegte er sich aber auf dem in den 1930er Jahren europaweit normalen Niveau: Cocteau, Isherwood, Spender und Hirschfeld machten es genauso. André Gide und Klaus Mann waren große Ausnahmen und Röhm hat sich erst dann gezwungenermaßen zu seinem schwulen Sexleben bekannt, als vor Gericht eindeutige von ihm verfasste Briefe verlesen wurden. Bei dieser Gelegenheit schwor er aber, nie gegen den § 175 verstoßen und immer nur gegenseitigen Handverkehr gepflogen zu haben.

Die vielen Ereignisse und Eigennamen von mehr oder weniger berühmten Personen und Orten, die in der nicht enden wollenden Reihung von läppi-schen Anekdoten und Banalitäten vorkommen, habe ich zwar so weit wie möglich überprüft aber nicht kommentiert und nur ausnahmsweise korrigiert. Denn es geht eigentlich nicht um den Sach- und Wahrheitsgehalt dieser irgendwie monströsen Memoiren. Es geht vielmehr darum, die Gemütswelt einer reichen englischen Tunte zu dokumentieren, die auch noch zehn Jahre nach dem Sieg über die Nazis von ihrer großen Zeit schwärmt, zwar den Mord an den Juden und den Krieg zu bedauern scheint, aber nicht begreifen will, dass Größe, Macht und Scheitern des NS nicht von den Taten seiner maßgeblichen Großverbrecher, zu deren innerem Kreis sein geliebter Röhm gehörte, zu trennen ist. Einen starken Reiz geht bei der Lektüre von einer eigenartigen Mischung aus großer Realitätsnähe und einem ungewöhnlichen Maß an stilistischer Unbeholfenheit, unfreiwilliger Komik und Verharmlosung der NS-Großverbrechen aus, die den Text durchweg färbt. In Sätzen wie dem folgenden, (für Roses Verhältnisse recht komplizierten), wird diese abgründige Mixtur deutlich:

»These two men knew the message that Röhm tried to carry throughout the world and saw the fire that would kindle suddenly in his eyes when he was excited and would strike his desk with his clenched fist and made the red and orange Tiffany glass lamps, that Hitler had given him, jingle.« (214)

Zweimal erreichte Roses Nazi-Verklärung eine Dimension, die in ihrer schrillen Abwegigkeit den Charme der »camp«-Kultur der New Yorker 60er-Jahre-Bohème erreicht: Am Abend des Reichstagsbrands ist er Gast auf einer Party, die Göring und dessen Freundin, eine Frau Wertheimer, veranstalten, und auf der ihm Göring vorkommt wie »a Proustian widower in the Rothschild-de Guermantes interior« (198); der einzige Proustian widower im Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist der schwule Baron de Charlus, der im Mittelpunkt vieler Feste der Herzogin von Guermantes steht und mit Göring allenfalls die Fettleibigkeit gemeinsam hat. – Der zweite ähnlich bizarre Vergleich gelingt Rose, wenn er Ähnlichkeiten zwischen Röhm's Prosa, von der er ausgiebige Proben zitiert, und den Sprachexperimenten Gertrude

Steins behauptet: »There was a great similarity between his experiments with language and Gertrude Stein's methods of writing« (214). Er vermutet als Ursache das »German blood« für Röhms und Steins Sprachähnlichkeiten.

Zweifel, ob dieser Text trotz aller psychologischer Reize für *Capri* ungeeignet sei, kamen besonders an solchen Stellen auf, wo Roses Entschlossenheit zur Weißwäscherei und Rechtfertigung der NS-Verbrechen gewisse Ekelschranken übersteigt, etwa wenn er den Juden eine Mitschuld an ihrer Ermordung anhängt: »[I]t was clear to everybody that the Jews ruled and dictated the whole country« (196) oder wenn er Röhms Welteroberungspläne als gewaltlose Weltfriedensmission ausgibt und von »Democracy« und »Capitalism« behauptet, sie seien schuld am »war of hatred between races to enslave and corrupt the people« (195). Es seien speziell die Freimaurer gewesen, die die friedliebenden Nazis zu ihren Vernichtungskriegen gewissermaßen verführten; »the Grand Orient and other masonic and secret societies« haben die Nazis durch Bestechung für ihre Kriegsziele eingespannt (204), usw.

Nun gehört aber diese Sorte primitiver NS- und Neonaziideologie unvermeidlich zum leider kaum erforschten Gebiet »Ansichten und Leben schwuler Nazis« hinzu, so dass solche Untersuchungen ähnlich unentbehrlich sind wie Stuhlproben für die Darmkrebsdiagnose. Deutlich wird dabei nicht nur wieder einmal eine entmystifizierte »Banalität des Bösen«, zudem bietet Roses Text ein beeindruckendes Lehrstück rechtsradi-

kaler Hemmungslosigkeit beim Manipulieren und Verdrehen der Wahrheit. Das zeigt sich in politischer wie in sexueller Hinsicht. Zwei weitere Fälle politischer Lüge:

– Als Röhms noch lebte, gab es unter Reichskanzler Hitler *keine* Judenverfolgung, sondern eine legitime Regierung, die niemanden verfolgte. (»The ›elimination‹ of Jews and other people had not yet started. Röhms did not intend to support any form of persecution or to break with the constitutional government that had been elected by the people« 211)

– Röhms wollte seinen Plan einer Zerstörung der Demokratien auf der ganzen Welt und die Errichtung eines globalen SA-Staates ohne Krieg erreichen allein mit einem »vast regiment of youths with pickaxes and shovels« (230).

Die sexuelle Verlogenheit zeigt sich außer in der Verleugnung der eigenen Homosexualität noch in den 1960er Jahren auch in dem fast rührenden Bemühen, seinen Freund Röhms als sauberen Voll-Hetero vorzuführen, der lediglich die »men and youths« gemäß einem »Platonic ideal« geliebt habe (234).

Vielleicht liegt der einzige Wert dieses bedrückenden Dokuments in dem Verweis auf eine Forschungslücke: Leben und Taten des schwulen Großverbrechers Ernst Röhms zu erforschen, ist von den berufenen Historikern mit einer Konsequenz vermieden worden, die ihrerseits erklärungsbedürftig ist.

* * *

Sir Francis Rose

Vier Jahre Freundschaft mit Röhms. Erinnerungen 1961.

Ich traf Hauptmann Ernst Röhms, der im Krieg 1914-18 Offizier bei der Königlich Bayerischen Infanterie gewesen war, als er 1930 aus Bolivien zurückkehrte. Er hatte den Generalstab der dortigen Armee beraten. Franz von Papen war vor 1914 der beste Freund meines Vaters. Von ihm erhielt ich meinen Vornamen, und er war es, der mich in seiner Zeit als Reichskanzler während der Bayreuther Festspiele mit Ernst in Berlin bekannt machte. Obwohl Ernst mehr als zwanzig Jahre älter war als ich, schlossen wir sofort Freundschaft, und ich blieb in den vier Jahren unserer Freundschaft so nahe wie irgend möglich

bei ihm. Tatsächlich ersetzte er mir den Vater und den älteren Bruder, die beide bereits gestorben waren, und ich liebte ihn so wie ich sie geliebt hatte. Ungefähr ein Jahr vor meiner Begegnung mit Gertrude Stein in Méraude Guevaras Haus und nachdem ich in Brittany mit Kit Wood gemalt hatte, traf ich ihn zum ersten Mal.

In diesem Buch habe ich bisher nicht über ihn gesprochen, weil er eine derart großartige und unvergleichliche Persönlichkeit war, dass ich ihm mehr Raum in meinen Memoiren widmen muss. Im Gegensatz zu dem, was im allgemeinen über Röhms gesagt wird, glaube ich, dass er nicht nur

ein großer Held war, sondern einer der bedeutendsten Geister seiner Zeit.

Ich glaube, dass Röhm ein großer Mann und ein Genie war, weil er damals die wirkliche Lage Deutschlands und der Welt sah. Er hatte hohe Ideale, die von Hitler zertrümmert wurden, obwohl er und Hitler einst wie Brüder zusammenhielten, als sie aus kleinen Grüppchen die Partei formten. Als Ernst im Juni 1934 ermordet wurde, hinterließ er Hitler einen funktionsfähigen aber orientierungslosen Apparat. Der bestimmende Geist war gegangen und Hitler gab nur noch Befehle, die ihm sein Instinkt und sein Gefühl eingaben.

Röhm gehört keiner Epoche, keinem Land und keiner Rasse, er ist auch nicht als ein deutscher Führer zu verstehen. Wie die meisten großen Menschen gehört er zu einer Welt des Überzeitlichen, worin der Tod unbekannt ist.

Keineswegs will ich hier seinen Charakter reinwaschen oder ihn als guten Menschen erscheinen lassen. Er war ein menschlicher Mensch, ein sehr menschlicher! Die Zeitungen einer selbstgerechten Welt haben dies alles getan. Die Geschichten über seine Moral boten den Dienstmädchen und den Degenerierten genügend sexuellen Genuss, was nicht weiter kommentiert werden muss. Ich wollte seine Größe nicht beschädigen und ihn auch nicht verteidigen. Das wäre allzu billig und könnte niemals seinem hervorragenden Wesen gerecht werden. Möglicherweise war er in den Augen vieler seiner Zeitgenossen ein böser Mensch; ich weiß darüber nichts und es interessiert mich auch nicht.

Man muss über jene Zeit und über all das, was in Deutschland nach dem Krieg 1914-18 geschah, einiges wissen, um zu verstehen, welche Rolle er mit Hitler und seinen Freunden darin spielte. Er war einfach ein deutscher Mann und gehörte nicht zur Junkerkaste, war auch nicht von adligem Geblüt. Tatsächlich besaß er das gleiche heiße Blut des Nomaden, das auch durch meine Adern rollt. Und er war so deutsch wie nur irgendwer, obwohl ein echter Soldat – soldatischer als alle Soldaten. Seine Leidenschaft für orientalische und altchinesische Sitten sowie seine Kenntnisse der präkolumbianischen und aztekischen Zivilisation lehrten ihn folgende Grunderkenntnisse:

I. Armeen waren nicht mehr zeitgemäß, und obwohl er vor der Atombombe lebte, pflegte er zu sagen: »Soldaten müssen Waffen haben, und wenn sie Waffen haben, dann müssen sie sie früher oder später gebrauchen. Eine große deutsche

Armee, die auf den Trümmern einer Niederlage errichtet ist und Bitterkeit im Herzen hegt, bedeutet das Ende der Zivilisation, wie wir sie kennen. Der nächste Krieg wird schnell vorüber sein und niemand wird siegen.«

II. Um die alte Armee zu ersetzen, müssen die jungen Arbeiter in den Städten und jungen Männer auf dem Land körperlich und geistig ertüchtigt werden. Sie müssen gut ernährt werden, selbst auf Kosten anderer Bevölkerungsgruppen. Sie sollen zufrieden sein und im ganzen Land die Vorherrschaft besitzen. Die zentrale Polizeitruppe muss als wichtigste Ordnungsmacht im Lande von den geistig am höchsten stehenden Männern geführt werden. Dort muss die härteste Auslese angewendet werden, so dass nur die Besten dienen. Das wäre eine moderne Version des Systems, das im alten China durch die Kultur und nicht durch bloße Gewalt herrschte.

III. Demokratie ist eine korrupte Regierungsform, die von mächtigen Geschäftemachern zum Schutz des Kapitalismus eingesetzt wird. Der Kapitalismus führt einen Krieg des Hasses der Rassen, um das Volk zu versklaven und zu korrumpieren.

IV. Der Materialismus tritt mehr und mehr an die Stelle von Religion und Familie. Deshalb ist es erforderlich, dass jemand der Jugend Ordnung beibringt.

Er fürchtete nicht-deutsche Diktatoren, denn er spürte, dass Hitler der einzige war, der seine eigenen Ideale verwirklichen konnte. »Nationalismus« war demnach nicht mehr zeitgemäß und »Nationalsozialismus« werde alle germanischen Völker sammeln und in ein Europa führen, das in einem »Groß-Europa« vereinigt werde. Dies würde die Schaffung eines vorderorientalischen Großreiches zur Folge haben, mit dem gemeinsam ganz Asien zu einer neuen Prosperität geführt werden könnte. Als nächstes wäre Süd- und Mittelamerika und schließlich die Trutzburg der Demokratie, die Vereinigten Staaten von Amerika, in diese Entwicklung einzubeziehen.

Als die nationalsozialistische Regierung an die Macht kam, befand sich Deutschland in einem schrecklichen Zustand der Demoralisierung. Ernst Röhm entschied, das Land von gewissen Übeln zu befreien, und vielleicht war gerade dies der Grund dafür, dass er Hitler erlaubte, einen großen Fehler zu begehen. Alle neuen Herrschaftssysteme brauchen einen Sündenbock ebenso wie ein Idol. Für die Rolle des Sündenbocks wären Sizilianer, Korsen oder Araber in Deutschland in Frage gekommen, doch unglück-

licherweise wurden die Juden erwählt. Die Juden hatten allerdings selbst einen Fehler begangen, denn es war offensichtlich, dass die Juden das ganze Land diktatorisch beherrschten. Dies hatte jedoch überhaupt nichts mit der jüdischen Rasse zu tun. Mit echt deutscher Arroganz profitierten sie von ihrer Macht in unvorstellbarem Ausmaß.

Ernst sagte immer wieder zu Hitler: ›Verfolge nicht die jüdische Rasse. Wir brauchen die Hilfe der ehrlichen Juden, die gute Deutsche sind, um uns von den Korrupten zu befreien.‹ Und mir erklärte er zu dieser Frage: ›Jahrhundertlang wurden die Juden verfolgt – oft genug haben sie das selbst gewollt und oft genug sind sie aus den Verfolgungen gestärkt hervorgegangen. Als sie aus Spanien hinausgeworfen wurden, errichteten sie ihre Herrschaft über Rom und Italien. Der Führer wird sie niemals verfolgen, denn zu viele von ihnen sind Freunde Hermann Görings, den der Führer liebt.‹ Göring sagt: ›Die Juden waren gute Soldaten, viele von ihnen wurden mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Es sind gute deutsche Familienväter, die gewohnt sind, hart zu arbeiten.‹ Leider vergaß Hermann Göring, dass seine Freunde, die ihn unterhielten und mit Gemälden, Kunstschätzen und Geld versorgten, nun die Bösen waren, und er sorgte dafür, dass tausende ›guter deutscher Familien‹ und ›alter Soldaten‹ in Gaskammern starben.

Ernst war arm, als ich ihn zum ersten Mal traf. Von Papen setzte großes Vertrauen in ihn, ebenso Hindenburg. Er war nach Deutschland zurückgekehrt, um Berlin und sein geliebtes München in den Tentakeln eines großen Kraken zu finden: die Profiteure. Das waren die protzigsten und vulgärsten ›Neureichen‹, die die Welt je gesehen hat. Es waren Karikaturen ihres Typs, ganz wie die grauenhaften Quälgeister in den Gemälden des Hieronymus Bosch. Gewiss investierten sie, wie alle ihrer Art, in welchem Land und in welcher Rasse auch immer, ihren Reichtum unter Ausnutzung der entwerteten Reichsmark und ausländischer Währungen in die verrufenen aber profitablen Geschäftssphären Prostitution und Drogenhandel. Wie in solchen Fällen üblich, verbreitete sich die Homosexualität rapide. Das Nachtleben war eine öde Folge von Nachtclubs mit noch öderen Damenimitatoren. Plötzlich wurde die Homosexualität ein politisches Problem. Dies geschah auf sehr ähnliche Weise wie in England im Krieg 1939-45. Röhm entschied, dass diese Zustände aufzuhören hätten. Es war ihm klar, dass einige der größten Männer in der Geschichte unglücklicherweise mit ›dieser‹ Veranlagung geboren worden waren. Dies waren aber bedeutende Schöpfer

und ihre Veranlagung ging nur sie und ihren Gott etwas an. Sie sündigten nicht, indem sie die Jugend verdarben und zu einem lasterhaften Leben verführten. Ernst war entsetzt und tief getroffen von der damaligen Verderbtheit der Jugend, der männlichen wie der weiblichen. Die Cocktailparties der Diplomaten und die Orgien im Deutschland der späten Zwanzigerjahre, die hochbezahlte Zuhälter im Dienste neureicher Kapitalisten veranstalteten, waren obszön und aufdringlich. Bars, in denen die nächtlichen Amusements mit Tischtelefonen verabredet wurden, waren groß in Mode.

Für einen jungen Mann war es unmöglich im Stadtzentrum von Berlin auszugehen, ohne sexuell belästigt zu werden. Ich sah dies, obwohl ich schon älter war, denn es war kaum möglich, solche Peinlichkeiten zu vermeiden. Im Berliner Adlon-Hotel brach ein sadistischer Boxer in mein Zimmer ein. Wäre ich nicht ein Freund des Hauptmanns und wären seine ›Braunhemden‹ nicht zur Stelle gewesen, dann hätte mich das Hotelmanagement nicht geschützt, denn mein Angreifer war ein einflussreicher Profiteur. Sogar in der Bar des Adlon waren die Gespräche der Männer oft schamlos. Ich war Zeuge, als ein junger Knabe durch Bestechung von einem Barman verführt wurde, dessen Vater ihn hinausgeworfen hatte.

Sogar hochgeachtete Bankmanager und Geschäftsleute bezahlten für diese Art von Amusement. Ehrbare Männer der Finanzwelt und Angehörige des niederen Adels aus der Umgebung des Kaisers, die finanziell überlebt hatten dank ihrer Brüder in der Grand Orient und der New Yorker Börse, fanden nichts dabei, wenn der hungerleidenden deutschen Jugend solche Sittenlosigkeiten aufgezwungen wurden. Dies veranlasste Röhm, Hitler und Göring, unterstützt von Christen und Franz von Papen, erstmals 1923 dagegen einzuschreiten. Bei dieser Aktion wurde Göring, der Held der kaiserlichen Luftwaffe, Kommandeur des Jagdgeschwaders Richthofen und ausgezeichnet mit dem Orden pour le mérite, von einem Frisör verwundet, obwohl er unbewaffnet auf der Straße ging.

Am Tag des Reichstagsbrands erwartete ich Röhm in der Bar des Adlon. Helen José, ein amerikanisches Ex-Ziegfeld-Girl, und ihr Gatte plauderten mit mir, als ich versehentlich den Cocktail eines Mannes verschüttete, der dicht neben mir stand. Es war ein stadtbekannter Ringkämpfer und Nachtclubbesitzer. Ich rief den Barman, damit sein Glas wieder gefüllt würde. Ich war aber völlig erstaunt, als ich eine Stimme

sagen hörte: ›Du dreckiges englisches Judenschwein, verschwinde hier.‹ Im gleichen Augenblick erhielt ich einen Schlag ins Gesicht und konnte nichts mehr sehen, weil mir ein Martini in die Augen geschüttet wurde. Ich erinnere mich nur noch an Ernsts Stimme, die einen Wutschrei und eine Fluch ausstieß, dann war er bei mir und säuberte mein Gesicht mit seinem Taschentuch. Seine Braunhemden machten ›kurzen Prozess‹ mit dem Ringkämpfer. Tatsächlich war dies das einzige Mal, dass ich in Gewalttätigkeiten verwickelt war, und ich habe auch nur die Hälfte von allem gesehen, da Ernst und Helen mich wegführten, um meine Augen zu säubern. Wir gingen dann zu Wertheimers, die für einen bedeutenden, soeben aus Paris eingetroffenen Bankier einen Empfang gaben. Man erwartete, dass auch Hitler kommen würde. Göring hatte eingeladen, und die meisten Gäste waren seine Freunde. Das Feuer im Reichstag brachte nun aber alle Planungen durcheinander. Wer der Brandstifter war, wird niemand je erfahren. Göring trifft jedenfalls keine Schuld. Röhm war bestimmt auch nicht der Täter, denn ich weiß sicher, dass das Anzünden von national bedeutsamen Gebäuden überhaupt nicht zu seiner gesamten Propagandaplanung gepasst hätte. Zudem war er ausschließlich wegen der Party nach Berlin gekommen.

Göring mochte gar nicht seine ›très sympathique hostess‹ verlassen, an deren Schulter er als einsamer Mann um seine verstorbene Ehefrau weinte. Er spielte die Rolle eines Proustschen Witwers in einer Rothschild-de Guermites-Umgebung. Er war damals wirklich unglücklich und ertrug es nicht, allein zu sein, so dass die Bewunderung und der Geist dieser großen Dame und Gastgeberin eine Erholung war von der nahezu hysterischen Bewunderung, die Hitler für ihn hegte, weil er Offizier der kaiserlichen Armee und ein kultivierter, weitgereister Weltmann war, voller Charme und guter Erziehung – alles Eigenschaften, von denen der Führer fühlte, dass er sie nicht besaß. Den ›pas sympathique‹ Goebbels – man nannte ihn den ›übel riechenden Doktor‹ – und den langweiligen Rosenberg, den er gern quälte, ließ Görings Einsamkeit kalt. Jahre später, kurz vor dem Krieg, erzählte mir Göring in Karinhall, wie er Rosenberg einen ›Malerstreich‹ gespielt hat. Einmal war er von dem ›Parteiphilosophen‹ angesprochen worden, der unerträglich langatmig über Nietzsches *démodé* Ansichten schwadronierte. Göring fragte schließlich: ›Rosenberg, Sie wissen über solche Dinge mehr als ein Flugzeugpilot, und können mir sagen, ob meine Schlussfolgerung richtig ist. Sie wissen, dass ich den großen Maler Hieronymus Bosch verehere, dessen

Bilder der essenziellste Ausdruck germanischen Denkens im Spätmittelalter sind; das habe ich neulich auch dem Führer erklärt. Nun ist mir eine seltsame Sache aufgefallen: So wenig über Boschs Leben bekannt ist, war ich mir doch plötzlich, als ich ein sehr gutes, eben gekauftes Bild von Chagall aufhängte, sicher: Bosch muss Jude gewesen sein. Die Farben, die Spiritualität, der Exotismus, all dies ist mit subtilem semitischen und alttestamentlichen Gespür zusammengeführt. Es ist ein ungewöhnlich gutes Bild. Was halten Sie davon?‹ Rosenberg war wütend und Göring erzählte mir, dass er sich lachend in eine Fröhlichkeit hineingesteigert hätte, die ihn die Langeweile seines Büroalltags vergessen ließ.

Als der Reichstag brannte, begegnete ich Göring zum ersten Mal, und zwar nur für wenige Sekunden. Er schien erregt und schritt über Wasser-schläuche und Pflützen zu Ernsts Automobil. Er sagte: ›Ihre Stimmung ist heute wie das Feuer, mein lieber Hauptmann.‹ Ernst war tatsächlich in sehr verdrießlicher Stimmung und Görings Bemerkung verschlechterte sie nur noch mehr. Er hielt sie für einen Angriff und eine Verdächtigung, dass er den Reichstag angezündet habe. Der Zwischenfall im Adlon war ihm unangenehm, mir aber hatte es gefallen, was die Lage noch verschlimmerte. Er war allerdings grob zu mir. Der Brand des Reichstags war eine unangenehme Überraschung. Kein anderes Gebäude hätte in einem unpassenderen Augenblick brennen können. Zu meiner Freude sind wir zur Brandstelle in einem Auto gefahren, das von SA-Männern auf Motorrädern eskortiert wurde, und so ohneweiteres durch die Menge der Polizisten, Soldaten und Feuerwehrmänner ganz nah an das Feuer herangekommen. Ich glaube, dass auch der Führer dort war, konnte ihn aber zunächst nicht sehen. Für mich war die ganze Szene zu faszinierend, um sie nicht mit kindlichem Vergnügen zu erleben. Feuerwehrleute kletterten Leitern empor und jagten den Wahnsinnigen, der das Feuer gelegt hatte. Der Rauch stieg senkrecht empor und ich sah die lodernde Glut im Inneren des Skeletts des viktorianischen Barockbaus. Ernst war gefasst und lief von Auto zu Auto, um mit einigen Uniformierten zu sprechen. Feuerwehr- und Polizei-offiziere warteten auf Anweisungen und brachen in Heil-Rufe aus. Es gab nur einen Befehl: ›Löscht das Feuer.‹ Ich musste lachen, als einige uniformierte Generale den Flammen trotzten mit der einzigen Folge, dass ihre Gesichter rußgeschwärzt und ihre Orden beschmutzt wurden. Der Wind drehte und der Rauch ließ uns husten. Göring, der sich in unserer Nähe befand, verdarb seine weißen Handschuhe, sein Gesicht war eben-

falls schmutzig. Er konnte kein zweites sauberes Paar Handschuhe in seiner Uniformtasche finden. Ernst versuchte ihm zu helfen, trat aber in eine Pfütze, kriegte nasse Füße und bespritzte seine Hosen mit Schlamm und Dreck. Schließlich schüttelte er mich und sagte mir, dass ich mich unmöglich und undankbar bei einem solchen wichtigen Unglücksfall aufführe. Als ich ihn auch noch bat, einen Motorradfahrer zu schicken, um mir mein Skizzenbuch zu holen, explodierte er förmlich vor Wut. Dennoch gab er mir sein neues Notizbuch mit unliniierten Seiten und groß genug, um darin zu zeichnen. Ich zeichnete wie besessen, obwohl eine große Menge Leute um mich herumliefen. Der Brand änderte sein Aussehen mit dem wechselnden Wind, und je mehr Flammen aus den Fenstern drangen, um so mehr glich der Reichstag einem feurigen Vogel Strauß.

Ich zeichnete den holländischen Idioten van der Lubbe, wie man ihn zu von Papens Auto zertrümmerte und wir mussten vor der Hitze zurückweichen. Er sah aus wie eine große Puppe mit ausgereckten Gliedern, die von keinen Fäden mehr aufrecht gehalten wurde. Sein großer Kopf hing vornüber, und wenn er die Kraft fand, ihn zu heben, sah ich das lächelnde Gesicht eines glücklichen Idioten aus modernen russischen Filmen. Er trug eine weite, gestreifte, rußige Jacke und hielt einen glühenden Zweig mit Lorbeerblättern in seinen riesigen Händen.

Immer wieder hörte ich die Feuerwehrmänner rufen: ›Es ist unmöglich, das Gebäude zu retten.‹ Immer wieder hörte ich den Ausruf: ›Das Gebäude kann und wird gerettet werden.‹ Am Abend war von dem Feuerwerk und den prächtigen Flammen nur eine glimmende, durchnässte Masse grauen und schwarzen Schmutzes übrig, umringt von niedergeschlagenen, rußverschmierten Männern, die auf mutlose Art ihre Arme für ein ›Heil Hitler‹ hoben, als ein Auto nach dem anderen durch die große Menge verdrossener und verdrießlicher Menschen davonfuhr.

Ernst wollte mich nicht ins Hotel gehen lassen, sondern nahm mich mit sich in sein Hauptquartier, wo er mich in seinen Privaträumen zu Bett brachte. Er befahl mir zu schlafen, während er an seinem Schreibtisch zu schreiben und zu telefonieren begann. Als er glaubte, ich sei eingeschlafen, kam er zu meinem Bett, kniete nieder, vergrub seinen Kopf in der Decke und begann zu weinen. Es war das einzige Mal, dass ich Röhm weinen sah. Er sprach flüsternd zu sich selbst: ›Möge Gott Großdeutschland retten; möge Gott den Führer vor dieser Verräterclique schützen; möge Gott den Präsidenten von Hindenburg noch

lange am Leben lassen.‹ Er hatte mir erzählt, wie sehr er oftmals nachts litt und dann die Gesellschaft seiner Freunde suchte. Er liebte die Gerechtigkeit mehr als irgendeiner, den ich kannte. Ernst hasste Gewalt und Blutvergießen, wollte aber die Jugend führen und anleiten. Er hätte es gewiss vorgezogen, nur seinen Büchern und archäologischen Studien zu leben. Er zeigte mir, was er alles über präkolumbianische, aztekische und Maya-Kunst wusste, die damals in Europa noch kaum studiert und bewundert wurde.

Er hatte mir erklärt, er habe viele Feinde. ›Francis, man wird mich beschuldigen, viele Greuelthaten und Brutalitäten – die ich immer verabscheute – durch meine SA, meine Braunhemden-Armee, begangen zu haben, weil diese Bewegung international ist. Es ist eine Bewegung, die die Welt mit dem Geist und nicht mit Gewalt beherrscht.‹

Ich liebte Ernst Röhm als Helden und er liebte mich mit aller Reinheit und allem Respekt, den ein älterer für einen jüngeren Mann aufbringen kann. Ich dachte, er sei ein großartiger und ungewöhnlicher Mann. Es gab nichts Homosexuelles in unserer Liebe und es gab keine Spannung. Die Begabung zum Führer war ihm angeboren, der Genius eines Diktators ohne Hass. Ihn interessierten keine Rassen, keine Hautfarben, keine Nationalitäten.

Er sagte: ›Es gefiel Gott, mich zu einem deutschen Untertan und nicht zu einem Nomaden zu machen. Deshalb musste ich in Deutschland beginnen. Francis, vergiss nie dein abenteuerliches Herz und dass es, wie ich heute vermute, hunderte von Jahren dauern wird, bis meine Ziele erreicht sind.‹

Die folgenden Aussagen habe ich einem Manuskript entnommen, das Hauptmann Ernst Röhm 1923, als sich der Nationalsozialismus aus wenigen fast machtlosen Gruppen bildete, verfasst hat. Es sind seine damaligen Ansichten:

Es gibt keine Juden als ›Juden‹; es existieren nur menschliche Wesen.

Ich bin ein Mensch unter Menschen und kein Gott, der über den menschlichen Wesen steht.

Es gibt schwarze und weiße Gesichter, und sie bekämpfen einander; sage mir aber: wer von beiden ist besser als der andere?

Später sprach Ernst Röhm oft über die ›Judenfrage‹, die er im Vergleich zur internationalen Frage, die sich seinen Idealen stellte, für weniger wichtig hielt.

Ernst sprach auch über den Kommunismus und sagte, dass dies zweifellos neben dem National-

sozialismus die stärkste politische Bewegung sei. Sollte der Nationalsozialismus aber scheitern, dann werde die erneuerte deutsche Armee Europa in einen universalen Krieg des Kapitalismus gegen die Menschheit führen, aus dem nichts außer der kommunistischen Idee als Sieger hervorgehen werde. Er sagte auch, dass der Kapitalismus gezwungen sein werde, mit dem Kommunismus Hand in Hand zu gehen und die Demokratie marxistische Methoden übernehmen werde.

Ernst hatte gesagt: »Mein Glaube ist nicht religiös, sondern lebendig. Jeder weiß, wie große Ideale in die Welt kommen: man muss die zuvor existierenden Ideale zerstören. Allein wichtig dabei ist die Methode der Zerstörung. Wer klug ist, wird das zu Trennende ähnlich wie eine Mutter das Kind vom Mutterleib trennen und die Nabelschnur einfach durchschneiden. Das Kind ist neu geschaffen worden, nicht die Mutter.«

Bei meiner ersten Begegnung mit Röhm war er, wie erwähnt, arm und man hätte ihn für einen Offizier aus der »Mittelschicht« halten können, der erfolglos aus Südamerika zurückgekehrt war, weil seine Freunde ihm das vorgeschlagen hatten. Papen und Hindenburg wurden für exzentrisch gehalten, weil sie ihm vertrauten. Man darf nicht vergessen, dass die Partei damals noch immer aus kleinen unabhängigen Gruppen bestand, die nur langsam wuchsen und zusammenwuchsen. Die eigentliche Neuigkeit jener Tage in Deutschland war aber Adolf Hitler. Es ist heute kaum zu begreifen, dass ein lärmender, ungebildeter, drittklassiger und gescheiterter Künstler von einigen der damals hervorragendsten und kultiviertesten Männer zum Führer der Nation auserwählt wurde. Er war ein Genie, das mit Worten jonglierte, in einer Sprache, die zugleich klar und unbestimmt sein konnte. Ich bin diesem merkwürdigen Mann nur einmal begegnet, wenige Tage vor Kriegsbeginn, wie ich noch erzählen will. Hitler sah in Röhm einen Bruder. Die Tage des Triumphs waren noch nicht gekommen, doch sagte ihm seine Intuition, dass es bald so weit sein werde. Offenbar vertraute er seinen beiden Freunden, Röhm und Göring, blind. Er hätte den Gipfel des Ruhmes erreichen können, wenn er auf Ernst gehört hätte.

Kurz bevor ich zurück nach Frankreich ging, erhielt ich plötzlich von einer Dame, die der Mittelpunkt eines bestimmten Kreises reicher und kultivierter Menschen war, die dringen Aufforderung, zu ihr zu kommen. Mir wurde ein Scheck über einen kolossalen Betrag überreicht, der auf meinen Namen von einer europäischen Bank ausgestellt war. Ich sollte den Betrag einlösen, auf mein

Konto einzahlen und von dort auf Ernsts Münchner Konto überweisen – es sollte so aussehen, als ob das Geld von mir käme. Dabei war klar, dass das Geld nur ein Zeichen für das unbedingte Vertrauen war, das eine gewisse Gruppe in Ernsts Zukunft setzte. Es sollte keine Bestechung sein und ich hätte meine Mitwirkung verweigern können, falls es mir nicht gefallen hätte. Ich erklärte mich aber mit größtem Vergnügen, um nicht zu sagen: Erleichterung bereit, denn es war bedeutend mehr Geld, als er brauchte. Ich beging aber einen schweren Fehler, denn später wurde ich deshalb beschuldigt, eine Bestechung angenommen zu haben, um die Möglichkeit zu erlangen, für diese berühmte Familie Kunstschatze von München nach Amerika zu transferieren.

Beim nächsten Treffen mit dieser Dame strahlte sie vor Stolz. Der neue Kanzler des Dritten Reiches war gerade an die Macht gekommen. Man lud mich zu einem großen Festessen ein, das in pompösem Dekor und glänzender Pracht veranstaltet wurde. Die Gesellschaft wurde von Lakaien in gepuderten Perücken bedient, und der Saal war mit riesigen Leuchtern, die wie silberne Weihnachtsbäume aus alter Zeit aussahen, mit dunklem Sammet und Damast geschmückt. Er kam mir vor wie eine riesige Operndiva, die ihr Publikum erwartet. Unsere Gastgeberin, in einem schwarzen, mit Perlen verzierten Kleid, mit einem Fächer aus schwarzen Federn, saß vor Koromandel-Wandschirmen und einem Porträt ihres Großvaters im schottischen Kilt und mit Jagdtrophäen von Winterhalter gemalt.

Die Speisen waren üppig und kostbar, ganz wie die anwesenden Gäste. Der ganze Reichtum der Wilhelminischen Epoche war hier noch einmal gegenwärtig. Es schien, als fehlten nur noch Kaiser Wilhelm oder König Edward VII., und tatsächlich stand die Fotografie des Kaisers mit adlergekröntem Helm in einem Silberrahmen auf einem kleinen Tisch in einem Nebenraum. Gegenüber sah man eine Glasvitrine voller Eiserner Kreuze und anderer Orden. Der wichtigste Gast, der Kronprinz, war nicht sehr beeindruckend. Er schien ein welker, faltiger Mann mit unpassenden Zügen von Jugendlichkeit, so dass er weitaus weniger bedeutend als die Geldmagnaten wirkte, die vor unauffälligen Rembrandt-Gemälden saßen. Selbst polnische Bankiers sahen eindrucksvoller aus. Allein Prinz Leopold Friedrich von Preußen repräsentierte die verblässende Würde des königlichen Bluts von Preußen und Potsdam. Die Öl- und Rüstungsbarone und andere Herren der Weltmärkte hatten sich hier zu einem Festbankett ohne den kaiserlichen Herrscher versammelt. Nur

die Herren des Krieges von New York, London, Paris und Berlin waren anwesend. Die bedeutendsten Mitglieder der Grand Orient Loge hatten sich wie goldene Geier versammelt, um zu ermitteln, wer von ihnen der Oberpriester der Mysterien sein werde. Diese Raubvögel waren hier zusammengeströmt, um ein neues Stück Wild zu kaufen und sich einzuverleiben – den selbsternannten Führer Deutschlands, Adolf Hitler. Sie spürten, das es leicht sein würde, ihn zu kaufen. Hermann Göring, ihrer aller Freund, erschien heute jedoch nicht. Es war ihm klar geworden, dass dies kein Scherz war und dass es kein *sympathique* Zeitpunkt war. Der Reichstagsbrand war eine schlechte Propaganda gewesen.

Das Ende dieser Dinnerparty wurde vom Kronprinzen in neuer Uniform und von den Magnaten verdorben, indem sie sich von ihren Brandygläsern und Kaffeetassen erhoben und mit ›Heil Hitler‹ salutierten. Ich sah hier erstmals den Hitlergruß auf einer Privatveranstaltung, und es wirkte jedenfalls stupide und würdelos. Diese Geste passte nicht zu den ordengeschmückten Hemdbrüsten und dekorierten Fräcken dieser gemästeten Fleischberge.

Mir wurde auf recht eindringliche und befehlsmäßige Art aufgetragen, an Ernst die Botschaft zu überbringen, dass diese mächtigen Herren der Finanzwelt ein Treffen mit dem neuen Kanzler wünschten und dass dieses Treffen wie zufällig in Hindenburgs Amtsräumen stattzufinden habe. Die Folge meiner Botschaft war der erste Krach zwischen Röhm und Hitler. Ich hörte ihr Telefongespräch. Beide waren gereizt und starrköpfig, und ich hörte, wie sie sich immer mehr erregten. Der Reichskanzler wollte solch ein Treffen nicht. Es sollte auch nicht in Hindenburgs Amtssitz stattfinden, ohne den Reichspräsidenten zu informieren. Ich erinnere mich deutlich, wie Ernst ins Telefon schrie, er halte Rassismus für eine dumme Form von Kriegstreiberei. Vor allem werde Geld gebraucht und es sei daher idiotisch, die Herren der Finanzwelt zu brüskieren, die sich doch nichts mehr wünschten, als ihr Vorhandensein zu entschuldigen und dabei noch reicher zu werden, indem sie eine internationale Umwälzung im Genfer Völkerbund verursachten. Sie würden den Nationalsozialismus beschuldigen, dass er ›ihre Wenigkeit angegriffen hat‹. Gerade jetzt sei der richtige Augenblick für Hitler gekommen, um mit ihnen offen zu reden. Ich versuchte, mich in das Gespräch einzumischen, aber die dialektgefärbte und schnelle Redeweise machte es mir unmöglich, das ganze wirklich zu verstehen. Ein Treffen der beiden am folgenden

Tag wurde vereinbart; dieses Treffen fand jedoch nie statt. Ich bedauerte das, denn mein Freund, Dr. Wellington Koo wurde Botschafter Chinas in Frankreich, nachdem er sich mit Tschiang Kaischeks Regierung ausgesöhnt hatte.

Seit jener Dinnerparty wuchs in Ernst die Überzeugung, dass die Grand-Orient-Clique den Wiederaufbau der Reichswehr betrieb und dass die internationale Rüstungsindustrie den Krieg als eines ihrer Ideale ansah. Er war besorgt, ob Hitler die offensichtliche Tatsache erkennen würde, dass ein Angriff auf solch eine gewaltige Macht fatale Folgen in jedem Sinne nach sich ziehen würde. Leider konnte ich Ernst nicht daran hindern, Hitler, dem er so sehr vertraute, dass er fest glaubte, dieser würde seine Warnung beachten, eine detaillierte Liste jener Deutschen zu schicken, die seine Männer zu bestechen versuchten, einen Rassenaufstand zu entfachen. Die Liste enthielt Namen der beteiligten Geschäfte, Theater und Biergärten. Ernst benannte darin mit aller Deutlichkeit seine Einschätzung der wahren Ziele der Grand Orient und anderer Freimaurer- und Geheimgesellschaften in Europa, den Vereinigten Staaten, in Mittelamerika und im Nahen Osten. Die Liste enthielt ferner eine genaue Zusammenstellung der wichtigsten nicht-katholischen und orientalischen Namen, die den Rassenhass schüren wollten, weil sie wussten, dass die nationalsozialistischen Führer ausschließlich nach eigenen Urteilen handelten und sich nicht von kapitalistischen Verschwörungen blenden ließen. Die Geschichte hat bewiesen, dass Ernsts Einschätzungen in weiten Teilen richtig waren. Ich habe viele der Männer auf Ernsts Liste über die abscheulichen Greuel weinen sehen, die sie selbst verursacht hatten. All ihre heuchlerischen Tränen reichten nicht aus, um die Ströme von Blut von Abermillionen hingeschlachteter Juden wegzuwaschen, die ihrer Gier geopfert wurden.

Röhm und die SA

Der zweite Teil meiner Freundschaft mit Ernst Röhm ist eng verbunden mit seinen Idealen. Es gibt auch Verbindungen zu den 1960er Jahren. Der völlige Mangel an konstruktiven Zielen in der Staatspolitik Englands seit dem Krieg von 1914-18 führte das Land in einen zweiten katastrophalen Krieg. Wir kennen alle das Erscheinen der Straßenhändler und Schwarzmarktganoven nach 1945, und heute die ›Teddyboys‹ mit ihren fantastischen Frisuren, die oftmals ihre pittoreske Welt, ihre Cowboy-Eleganz und -Fantasie durch mangelnde Körperpflege verderben. Wir kennen auch die Erscheinung der Faulenzer, die sich nicht an das heutige Leben anpassen können.

1933 sagte Ernst: ›Heutzutage muss der Krieger ein Pazifist und gehorsamer Soldat sein, ein Krieger gegen Schlachten und ein Schöpfer eines neuen Zivilisationszyklus – einer Zivilisation des Führertums. Wir brauchen Führer, keine Diktatoren, wenn wir einen von den Kapitalisten angezettelten Krieg verhindern wollen.‹

In den letzten beiden Jahren seines Lebens wurde Ernst eine Art Vasallenkönig Süddeutschlands, ähnlich wie Göring den Norden kontrollierte; Hitler aber herrschte. Er herrschte ohne jeden Sinn für Diplomatie und traf Entscheidungen in Staatsangelegenheiten genau wie Entscheidungen in künstlerischen Fragen. Seine Handlungen waren oft fantastisch und selbstzerstörerisch, wie im Fall der Ermordung Röhm und seiner Gefolgsleute. Ich glaube, Hitler fürchtete sich vor der eigenen Ignoranz und seinem Mangel an pädagogischem Geschick. Er ließ es zu, dass diese Angst zu einem neurotischen Komplex wurde. Er umgab sich mit einem Hofstaat von Männern, die Schauspieler waren, sich selbst aber ›Doktoren‹ nannten. Sie waren innerlich unsicher, zweifelten an ihrer eigenen Philosophie und waren nur allzu bereit, die Geschichte so auszulegen, dass sie zu Hitlers poetischen Ideen passte. Dr. Goebbels spielte ein brillantes Spiel mit der neuen italienischen Kunst faschistischer Propaganda.

Hitler liebte alles Fantastische und Okkulte aus der Vergangenheit. Er lebte in einer gefühlvollen, poetischen Atmosphäre voller herrlicher Musik. Er hatte eine Empfänglichkeit für Wörter, die ihm sein Instinkt eingab und die ihm einen tollen und tiefen Schauer bereiteten, oft aber zu unklar für irgendeine wirkliche Bedeutung waren. Er war blind für die Tatsache, dass er in einer Welt unklarer Abstraktionen lebte, und wenn er vor den Massen stand mit Tausenden von Augen, die sich auf ihn hefteten, glaubte er ein glitzernder Sonnengott zu sein. Ich denke, tief im Inneren seines Ego wusste er, dass er gescheitert war und dass allein tragische Enttäuschungen nach ihm kommen würden. Wie die meisten zweitklassigen Künstler war er reizbar, hypersensibel und gefühlsbetont. Er war ein enttäuschter Kunstmaler, der nur nach visuellen Vorstellungen handeln konnte. Seine verworrenen Visionen waren für die Welt verhängnisvoll, weil er ohne Kenntnisse und ohne jeden Sinn für Balance herrschte. Ernst Röhm war der einzige Mann, der ihn hätte leiten können, denn Ernst hatte einen überlegenen Verstand und begriff das Ideal des nationalsozialistischen Führertums im Gegensatz zur faschistischen Diktatur.

Hitler war gewiss der seltsamste, ungeeignetste und unmöglichste Mann der Weltgeschichte, der die absolute Herrschaft über ein großes europäisches Land erlangen konnte. Nicht lange bevor Ernst Röhm sich darüber klar wurde und obwohl er dies nicht eingestehen wollte, versetzte ihn diese Einsicht in Furcht. Er wusste nun, dass Hitler nicht mehr der Führer war, sondern ein Diktator, der glaubte, er habe das Recht, über menschliches Schicksal zu herrschen wie ›Götter der Oper‹.

Anfang 1934 reagierte Ernst verärgert, als ich ihm eines Nachmittags in seinem Haus in der Nähe Münchens vorschlug, jetzt endlich die Führerschaft zu übernehmen. Er wollte keinesfalls Hitler im Stich lassen und war weiterhin überzeugt, dass die Zeit zum Handeln noch nicht gekommen war. Er sagte zu General von Schleicher, der mit seiner neuen überaus charmanten Gattin gerade anwesend war, er wisse, wie mit der Situation umzugehen sei und wie die Reichswehr und die Rüstungsindustrie zu einer Richtungsänderung gedrängt werden könne. Erforderlich sei nur etwas Zeit und Hitlers Unterstützung. Graf Hellendorf, Ernsts Führer in Berlin, hat ihn zum Landhaus Werner von Alvenslebens, dem Freund Schleichers, nach Mecklenburg mitgenommen. Dort hatte General Fritsch zugestimmt, dass alle Soldaten, die den Militärdienst verlassen, bei den Braunhemden eintreten sollten. Werner und sein Vetter Graf Bodo waren wie auch Philipp von Hessen, der Prinzessin Mafalda von Italien geheiratet und Karin und Hermann Göring 1924 auf ihren Flitterwochen nach Rom begleitet hatte, Intriganten. Hätte Röhm auf den Rat seiner Freunde gehört und vor dem 30. Juni, als die SA-Ferien begannen, gehandelt, dann wären möglicherweise das mörderische Blutbad, der Mord an Dollfuß, das Scheitern des Fürsten Starhemberg, die Invasion in Abessinien, die Saar-Abstimmung, der Fall so vieler Länder und vielleicht sogar der Krieg von 1939-45 zu vermeiden gewesen.

Beim Abendessen versuchte ich Ernst etwas aufzuheitern, indem ich Hitler mit einem englischen Kunststudenten verglich, der nicht nur wie ein Straßenmaler aussah, sondern auch so malte. Als jemand dem Mann eine Seifenkiste gab, beschloss er nach Marble Arch zu gehen, auf die Kiste zu steigen und eine Rede über seine Enttäuschungen zu halten. Er brüllte wie ein Löwe, bellte wie eine Bulldogge und sang wie eine behelmte Amazone; dabei machte er einen solchen Lärm, dass der Premierminister (damals Mr. Baldwin) sein Kabinett und den Geheimen Kronrat zusammenrief und entschied, das Schicksal

des Empire dieser seltsamen Person zu überantworten.

Diese Geschichte, die schon Göring amüsiert hatte, fand Ernst jedoch gar nicht komisch. Nachdem er mich ärgerlich angesehen hatte, sagte er: »Der Führer war ein bedeutender Maler und schuf wunderschöne Bilder.« Dann ging er in sein Büro, um eine Rede zu schreiben, die mit einer merkwürdigen Geschichte endete. Ich ärgerte mich sehr, vermutete aber, dass der Reichskanzler seinen Freund nicht verraten würde, da es ein Überleben ohne Röhm für ihn nicht geben könnte. Die nicht allzu gut organisierte Staatsmaschine konnte nicht ohne Gehirn funktionieren; dieses Gehirn war aber Ernst Röhm. Bald erkannte ich meinen Irrtum, denn Hitler sollte die größte von allen seinen hysterischen Wahnsinnstaten begehen, »die Nacht der langen Messer«. Seit diesem Tag im Juni 1934 wendete sich das Blatt in Hitlers Laufbahn; Niedergang und Verfall begann und von Stufe zu Stufe ging es abwärts in Tod und Untergang.

Am nächsten Tag las ich die Rede, die Ernst geschrieben hatte. Sie richtete sich an die Jugendbewegung Deutschlands und der ganzen Welt und enthielt auch Gedanken zu einer Verfassung, die er sich als Grundlage für eine Weltregierung durch Führertum vorstellte. Sie hatte ungefähr folgenden Wortlaut:

Heute kann ich weder der Jugend Europas noch ihren Eltern viele eilige Versprechen machen, denn es hängt viel von ihrem eigenen Einsatz ab. Wenn die Eltern eines Kindes nicht begreifen, was »Selbstdisziplin« bedeutet, wird es ihnen und ihrem Nachwuchs nicht möglich sein, zu gehorchen und echtes Führertum anzuerkennen. Freiheit ist etwas anderes, denn ein Mensch der rebellisch und eigensüchtig ist, wird den Weg des Elends beschreiten; Freiheit bedeutet, dass er seine Ketten zerbrechen sehen und vom Licht der Befreiung geführt, gebessert und geleitet werden kann.

Es wäre dumm von mir, 1931 einen höheren Lebensstandard zu versprechen oder die Teilnahme an den oberflächlichen Freuden jener Profiteure in Aussicht zu stellen, die das deutsche Volk nach dem Krieg unterdrückten. Europa führte einen desaströsen Krieg für den Kapitalismus. Wir glauben, wir sind geschlagen, aber wir sind nicht geschlagen. Daher werde ich jetzt meine eigenen Hoffnungen und Ideale erläutern.

Meine Methode wird sein, die geschlossenen Gefängnisse zu zerstören und große Lager zu errichten, wo die Isolierten und Verurteilten täglich

zur Arbeit gehen. Sie werden dafür bezahlt und das Geld, das sie verdienen, wird ihren Ehefrauen und Familien ausgezahlt oder, bei Waisen und Ledigen, in einen Staatsfond gegeben, der sie nach Strafverbüßung führen und betreuen wird. Sie werden Straßen bauen und Monumente errichten. Sie werden sportlich ertüchtigt von der Brauhemdengarde. Ich werde dafür sorgen, dass sie in verschiedenen Sportarten und in Musik unterrichtet werden. Wenn die jungen männlichen Kriminellen gebändigt und reif dafür sind, Männer genannt zu werden, reihen sie sich ein in die universelle Armee der werktätigen Jugend. Selbst die Geisteskranken können für die gesunden und schöpferischen Menschen auf der Welt von Nutzen sein. Sie sind oft handwerklich geschickt und werden ebenfalls in großen Lagern zusammengefasst und beaufsichtigt, doch werden sie von den jungen, sauberen Gemütern ferngehalten. Ich glaube nicht den Doktoren, die eine Sterilisation vorgeschlagen haben. Das wird die Probleme Kriminalität, Geisteskrankheit und Degeneration nicht lösen. Sterilisierung kann nicht das Gemüt heilen. Auch denke ich, dass ein solches System zu großem Missbrauch verleitet, obwohl es in humaner und mitleidsvoller Absicht vorgeschlagen wurde. Es würde nicht praktikabel und teuer für den Staat werden.

Die Weltregierung, die Röhm sich vorstellte, war kein Faschismus und kein Nazismus. Er möchte den Faschismus nicht, weil es eine rückwärtsgewandte Wiederholung des antiken Rom war. Die Folgen der Diktaturen und des Faschismus haben, ganz unabhängig von seiner eigenen Ermordung, bewiesen, dass seine Überzeugungen und Propezeiungen korrekt waren. Gemeinsam mit Heines und mit mir arbeitete Ernst hart über Landkarten und Plänen, Modellen, Statistiken und Ideen. Ernsts Aktivität und Energie waren enorm und sein Geist war wie eine große klare Kristallkugel. Aber außer den »Jasagern« und Sekretären, die ihm bloß technisch zuarbeiteten, gab es niemand, der ihn ermutigt hätte. Allein der tägliche Telefonanruf des Führers gab ihm Zuversicht.

Ernst war für die, die ihn mochten, ein schöner Mann. Für seine Feinde aber war er physisch ein Scheusal. Im Gesicht hatte er eine Narbe von einem Duell und seine Nase war verletzt. Sein hitziges Temperament und leicht erregbarer Charakter schienen in sein Gesicht gestürzt zu sein und ließen es wie eine Maske aus der antiken Tragödie erscheinen. Seine Statur war untersetzt und er musste in seiner Jugend wie einer jener »Body-Building-Burschen« ausgesehen haben, die man auf den Umschlägen von Sport-Magazinen sieht.

Seine Stimme konnte harsch und herrisch sein, im allgemeinen aber war sie sanft, besonders wenn er über präkolumbianische und Maya-Kunst sprach oder Gedichte rezitierte. Ernst konnte gut singen und Gitarre spielen, aber nur, wenn wir allein waren. Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ich, als wir auf der Suche nach Schätzen waren, in einem Bootshaus ein verrottes Schwanenboot fand. Es sah aus wie ein Festwagen beim Karneval in Nizza und hatte einst König Ludwig von Bayern gehört. Ernst wollte es unbedingt zum Schwimmen bringen, es sank aber sofort, als wir es bestiegen. Später erfuhren wir, dass es das Boot war, in dem Wagner den König, der als Rheintochter verkleidet war, gerudert hatte. Wir wurden gerettet, während Stücke von rotem Sammet mit Silberkronen, Monogrammen und Fransen von den Sitzbänken um uns herum schwammen. Als man Ernst aus dem Wasser zog, wollte er ein Ruder retten, das am Ende einen goldenen Schwan mit einer Krone trug. Es misslang und ich sah schwimmende Holzstücke, die zwischen Wasserlilien und Schilf verschwanden. Wir waren völlig durchnässt und hofften, dass nicht allzu viele Zuschauer unsere ziemlich groteske Vorstellung beobachtet hatten.

Ich bemühte mich sehr, das Haus am Tegernsee in Bad Wiessee zu verschönern. Wir hatten dort viele schöne Erlebnisse. Unter den Gästen, die uns besuchten war Herbert von Bose, Papens politischer Referent, und Erich Klausener, ein frommer Katholik und sympathischer Mensch. Die bezauberndsten und herrlichsten Menschen, denen ich dort begegnete, waren aber zwei Frauen: Emmy Sonnemann, die wunderbare Sängerin und Dame von Welt kam mit ihrer Schwester Else; die andere war die Gattin des Generals von Schleicher. Er hatte sie erst vor kurzem geheiratet, nach einem langen Leben als *un célibataire*. Sie war äußerst intelligent und hatte eine enorme Ausstrahlung. Dass Hitler ihr am 30. Juni den Gatten rauben sollte, war eine unverzeihliche *grossièreté*. Das Ehepaar von Hessen kam einmal mit Paula Hüber und Olga Regale, Verwandte von Hermann und Karin Göring. Philipp von Hessen, bei dessen Hochzeit ich dabei war, mochte ich nie leiden, und seine Freunde, die Grafen Bodo und Werner von Alvensleben, waren geradezu abscheulich. Ihre übertriebene Freundlichkeit bei gleichzeitiger Unaufrichtigkeit, Vulgarität und Intriganz ließen mich beim bloßen Gedanken an den Alvensleben-Klan erschauern. Mir fiel auf, dass die beiden eine perfekte Vorlage des Ghettos für Nazi-Karikaturisten waren. Sie verfügten jedoch, abgesehen von ihrer Unverfrorenheit, über makellose Um-

gangsformen. Graf Helldorf machte auf mich den Eindruck eines schwankenden, ewig unentschiedenen, leicht verrückten und eingebildeten Intriganten; wenn er schließlich sein Leben verlor, so wegen seiner Vertrauensseligkeit gegenüber Philipp, Werner und Bodo.

Baldur von Schirach, der nicht viel älter war als ich, besuchte uns oft. Er war ein Dichter und ausgezeichnete Rezipient. Ich mochte besonders seine Sammlung von Gedichten österreichischer Jugendlicher. Kultiviert und feinfühlig, war er ein angenehmer Zeitgenosse. Zudem war er ein Freund von Abetz, jenem großen Bewunderer Frankreichs und alles Französischen, der später Paris ›mit all seiner Schönheit‹ retten sollte. Er war mir sympathisch. Baldur brachte zu uns auch Arno Breker, einen begabten Bildhauer, der bei Maillol studiert und Gertrude Stein und Alice Toklas gekannt hatte. Breker beschrieb Ernst die Teaparties der beiden Damen mit Alices berühmten ›Cookies‹, Torten und orientalischen Früchten. Er machte mich auch mit dem Maler Werner Peiner bekannt, der in Rex-Whistler-Manier malte und ein scheußliches ›tea-shoppe‹-Fresko für das Hauptquartier der SA-Obergruppe III in einem Berliner Schloss anfertigte, das die Wirkung der großartigen spanischen Leuchter und Louis-XIV-Gobelins verdarb, die ich für das Hauptquartier ausgesucht hatte.

Das Essen in Ernsts Münchner Haus und in dem Schloss in Berlin war ganz vorzüglich; sogar Göring schätzte es. Es war schwierig, Ernst dazu zu bringen, sich von einer Serie unpassenden mexikanischen Geschirrs zu trennen und seine Gewohnheit zu zügeln, Danziger Goldwasser zu unpassenden Zeiten zu servieren. Er hatte aber eine glückliche Hand für das Arrangieren von Blumensträußen, was er auf eine eigenartige frühviktorianische Art tat, die an die Blumenbilder Henri Rousseaus erinnerte. Als junger Offizier war er stets darum gebeten worden, Blumensträuße zu arrangieren, die den Kommandanten zu besonderen Anlässen überreicht wurden. Es gab auch einen Leibgardisten, der in Paris Blumenbinden und Tanzen studiert hatte, bevor er zur SA kam. Er war es, dem ausgezeichnete Tischdekorationen zu offiziellen Empfängen gelangen.

Prinz Leopold Friedrich von Preußen, der ganz in der Nähe wohnte, war einer meiner engen Freunde. Er hatte aber eine Abneigung gegen Ernst entwickelt und gegen alle andern, die irgendetwas mit der SA zu tun hatten. Nur Philipp von Hessen und Werner von Alvensleben gelang es, ihn zum Tegernsee zu bringen. Er benahm sich aber sehr steif, arrogant und preußisch. Er warf Seitenbli-

cke auf Ernsts Gesichtsnarben, was für eine Kaiserliche Hoheit ausgesprochen ungezogen war und mich ärgerte. Es war dann ein Glück für Leopold Friedrich, wenn er später nur unter Hausarrest gestellt wurde und nicht das Schicksal der Prinzessin Mafalda von Italien, der Gattin Philipps von Hessen erlitt, die in Buchenwald starb, weil sie zu viel von König Boris gehört hatte.

Es war nun offensichtlich, dass irgendetwas geschehen würde; im Spätfrühjahr 1934, als ich gerade zu einer Reise nach Wien und nach Ungarn aufbrechen wollte, erschien Vizekanzler von Papen in Begleitung eines Fräulein Rose zum Mittagessen. Beim Mahl stellte die Exzellenz an Röhm einige Fragen zur möglichen Eingliederung der SA in die Reichswehr. Ich erinnere mich, dass Ernst schlicht antwortete, die SA werde, solange er lebe, niemals Teil der Reichswehr; General von Schleicher sei der gleichen Ansicht und unterstütze seine Ideen nachdrücklich. Es stehe außer Frage, dass die Braunhemdentruppe niemals die deutsche Armee verstärken werde, solange er Reichsminister sei und zugleich Führer der SA. Röhm erwähnte auch, was über ihn in gewissen Kreisen geredet werde: angeblich würde er Hitler drängen, sein Milizensystem als Teil eines Fünfjahresplanes zur Wiederaufrüstung zu verwenden, den Braunhemden militärischen Status zu verleihen und ihm, Röhm, den Posten des Oberkommandierenden zu geben. All dies bestritt Röhm energisch und nannte es »eine Lüge, die von Bock erfunden« habe. Hitler wisse, dass er sich nicht absolut auf die Loyalität der Reichswehr verlassen kann, auf die SA aber vollkommen.

Der Vizekanzler war gewohnt charmant, er machte aber auf mich den Eindruck eines schwer besorgten Mannes. Er war zu sehr Gentleman, als dass man ihm misstrauen konnte. Doch war sein Politikstil, der dem französischen Hof des 18. Jahrhunderts entlehnt schien, für deutsche Verhältnisse nicht gerade vertrauenerweckend. Ernst konnte von Papen nicht vertrauen, während ich ihm wie einem Vater vertraute. Dass ich recht hatte, sollte sich bald erweisen. Tatsächlich war es ein Glück, dass man ihm misstraute, denn andernfalls hätte man ihn gewiss getötet. Nur um Haaresbreite konnte er dem Blutbad entkommen. Fräulein Rose erzählte mir, dass der Vizekanzler tief beunruhigt sei wegen des »Konkordats« mit dem Vatikan und dass er an der Glaubwürdigkeit von Hitlers »Ehrenwort« zweifle. Er hatte mit Erich Klausener und Gregor Strasser gesprochen und auch Verbindung zu Dollfuß und Starhemberg geknüpft und hoffte, Röhm werde bald und

noch vor Hindenburgs Tod umschwenken. Der Reichspräsident war inzwischen physisch sehr schwach, und von Papen fürchtete, dass man in zwingen würde, als Vizekanzler zurückzutreten, und, sollte es dazu kommen, könnte Hitler den Reichstag veranlassen, ihn auf Dauer zum Führer, oder besser: Diktator zu wählen und die deutsche Regierung zu zerstören.

Ich sagte dem Fräulein Rose, dass ich im Privatzug der Familie das Schloss der Esterhazys in Ungarn besuchen wolle. Franz von Papen hörte dies und ließ seine alten Freunde in Österreich und Ungarn herzlichst grüßen. Er war recht erregt, als ich eine gewisse bezaubernde Dame erwähnte, die meine Gastgeberin sein werde. Sie war eine gute Freundin seiner französischen Verwandtschaft, der Charfardons und der Villiers, und war eine Vertraute der göttlich schönen Cara Kinsky.

Die »Eliminierung« der Juden und anderer hatte noch nicht begonnen. Röhm wollte Verfolgungen grundsätzlich nicht unterstützen oder gar den Bruch mit der legitimen vom Volk gewählten und vom Reichspräsidenten berufenen Regierung fördern. Erst nach dem Blutbad wurde die Synagoge in München geschlossen. Einer von Ernsts engeren Freunden war ein Rabbiner, der das Braune Haus in München oft besuchte. Ich glaube, er lebt heute in den USA oder in Israel, denn er war ein überzeugter Zionist. Dieser Rabbi könnte bezeugen, welcher großartigen Plan Röhm für den Aufbau einer Welt der Jugend und des Friedens hatte. Er könnte berichten, wie diese Pläne durch Hitlers Machtgier pervertiert wurden, und dass die Welt allen Grund hat, den großartigen Mann Ernst Röhm zu beweinen, der seiner Zeit um dreißig Jahre voraus war.

Ich verließ Deutschland und traf den Fürsten von Starhemberg an der österreichischen Grenze, wo ich an einer Truppenschau der Jugendbewegung Österreichs teilnahm. In Wien begleitete er mich zum Amtssitz des zierlichen, bleichen, religiös anmutenden Dollfuß, der als der »Napoleon der Katholiken Österreichs« bekannt war. Ich glaube, er war noch kleiner als der französische Kaiser. In seiner Amtsstube empfand ich eine Atmosphäre wie im Büro eines Provinznotars. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die Anwesenheit des Fürsten, der ein blendendes Beispiel an Männlichkeit bot. Aus Zeitnot musste ich recht bald meine Reise nach Ungarn fortsetzen, wo ich einen Abend mit Vizeadmiral Horthy und seiner Gattin verbrachte. Erst Jahre später wurden wir Freunde, aber ich mochte sie sofort. Als ich den unglücklichen Vizeadmiral zuletzt sah, lebte er in

extremer Armut. Das Ehepaar war bescheiden und anspruchslos und die Engländer würden sie zwei ›gute Menschen‹ nennen.

Im riesigen Barockpalast der Familie Esterhazy traf ich einige Angehörige der verbliebenen Adelsfamilien Ungarns, Polens und der Tschechoslowakei. Sie hatten sich in dem glanzvollen Haus versammelt, das von einer in England geborenen ehemaligen Prinzessin von Monaco und einem älteren, nur von einem einzigen Zigeuner bedienten Adligen geführt wurde; sie wollten sich zu einer Allianz verpflichten, die ein vereintes Europa herbeiführen sollte. Gar nicht reden will ich von den anwesenden Erzherzögen Otto und Robert, von der Kaiserin Zita, der k.k. Monarchie und einem womöglich unabhängigen Königreich Ungarn.

Als ich nach Wien zurückkehrte, erzählte mir der Fürst von Starhemberg, der vollständig mit Hitler gebrochen hatte, von den Tagen des 1923er ›Biergarten-Putsches‹, an dem er mit Hitler und Röhm teilgenommen hatte. Hitler hatte damals oft mit großer Bewunderung von den Engländern gesprochen (die er von den Walisern, Schotten und Iren unterschied), weil sie Angelsachsen und damit germanische Brüder der Deutschen seien. Der Fürst selbst hatte aber eine andere Sicht der Engländer. Er meinte, sie seien ein großartiges Seefahrervolk; sie seien auf dem Schlachtfeld tapfer, eher als Individuen, weniger als Soldaten, doch allein aus Selbstschutz oder wenn sie dazu getrieben wurden. Dann waren sie fähig, die mächtigsten Mauern zu stürmen. Stets brauchten sie Verbündete, was ihr großer Fehler war, ebenso wie ihre heuchlerische Art, uneindeutige Verträge zu schließen, die normalerweise auf Konferenzen hinausliefen, bei denen sie alle Vorteile wieder verloren, die sie im Felde errungen hatten. Letztlich verfehlten sie immer ihre eigenen Absichten.

An meinem eintägigen Aufenthalt in Wien erzwang ein seltsames Geschöpf Einlass in mein Hotelzimmer. Er bezeichnete sich als Führer der unterdrückten und verfolgten Sudetendeutschen. Ich vermute, er litt unter Verfolgungswahn. Es war schwer, ihn wieder los zu werden, und als er endlich ging, schüttelte er seinen Kopf und rang so verzweifelt seine Hände, dass ich mich fragte, warum er nicht auch noch Beine und Füße schüttelte. Er war nicht der einzige Wirrkopf, der mir auf die Nerven ging. Ein kroatischer Jugendführer mit gewalttätigen Gebärden und groben Manieren wollte mich zwingen, einen schmutzigen, betrunkenen Analphabeten aus Bulgarien zu empfangen. Seine Versuche mich zu tyrannisie-

ren und einzuschüchtern waren doppelt ärgerlich, da er in einer mir unbekanntem Sprache redete. Das machte es schwierig zu entscheiden, ob er mir freund oder feind war, so dass ich ihn schließlich gewaltsam entfernen ließ.

Als ich nach München zurückkam, hatte bei Ernst ein innerer Wandel begonnen. Er war sehr seltsam und anders als gewöhnlich. Ich spürte, dass sein Selbstvertrauen übersteigert war. Er interessierte sich für die Neuigkeiten, die ich mitbrachte, und er war erfreut, dass die Österreicher und besonders Starhemberg, der sich von Hitler abgewandt hatte, Vertrauen in ihn setzten. Ich berichtete ihm viele wichtige Einzelheiten und übergab ihm die vertraulichen Briefe und Berichte, die ich mitgebracht hatte. In aller Aufrichtigkeit beschwor ich ihn, schnell zu handeln, sehr schnell zu handeln noch vor dem Urlaubsbeginn der SA am 30. Juni. Die Reise, die wir geplant hatten und die Ruhepause, die er so dringend gebraucht hätte, waren auf einmal unwichtig. Ernst wirkte stark und sagte mir, ich solle ihn nicht zum Mord drängen. Er mahnte mich zur Umsicht, andernfalls würde ich eines Tages aufwachen und feststellen, dass ich einen Mord begangen habe. Ernst betonte, dass selbst seine große Liebe zu mir es nicht rechtfertigen könnte, für eigenen Vorteil zu töten. Zum ersten Mal war er wütend auf mich, nannte mich mitleidlos und sagte, dass er sich vor mir fürchte. Diese ungerechten Anschuldigungen machten mich ebenfalls wütend und führten zu einer Szene, in deren Verlauf ich eine Biskuitporzellan-Uhr aus dem 18. Jahrhundert zerbrach, auf die ich stolz gewesen war. Gleichviel, Ernst war dafür, dass ich sofort nach Frankreich reisen solle, und bat mich, auf mich acht zu geben. Ich musste ihm versprechen, ihn nie im Stich zu lassen. Ich sagte ihm, dies sei ein dummes Versprechen, denn ich hätte gar nicht die Macht, ihm beizustehen. Für Ernst bedeutete ein Ehrenwort mehr als das Leben.

Ich bemühte mich intensiv darum, seine Wohnungen angemessen einzurichten, damit Göring nicht spotten könnte, etwa im Braunen Haus in München, im Haus in Bad Wiessee oder in dem Berliner Schloß, wo sich das Hauptquartier der SA-Obergruppe III befand. Zu dieser Zeit wollte Ernst mit dem Kaiser sprechen, aber der Kronprinz weigerte sich, seinen Vater um eine Audienz in Doorn zu bitten. Göring versuchte es und wurde abgewiesen. Die Antwort Ihrer Kaiserlichen Majestät war extrem seltsam, denn sowohl Göring wie auch Ernst hatten jüdische Freunde und es hatte bis dahin keine offenen Judenverfol-

gungen gegeben. Der Kaiser sagte, dass es keinen Grund gebe, weshalb Freikorpsführer Röhm eine Audienz bei einem Mann haben sollte, der großmütterlicherseits jüdisches Blut habe.

Röhm hatte nichts Weibisches an sich. Er hielt an der alten Potsdamer Tradition fest, nach der sich Soldaten einer eigenen Gerichtsbarkeit unterwarfen, sich gegenseitig Blumen zu gewissen Anlässen schickten, die Hacken zusammenschlugen, sich duellierten, und mithilfe von Stahlkorsetts und engen Uniformen wie geschnitzte Holzpuppen aussehen wollten. Es muss noch heute in Deutschland Männer geben, die, ähnlich alt wie ich, wissen und sich noch erinnern können, wie Röhm wirklich gewesen ist. Vielleicht sind Helmann und Leopold noch am Leben und im tapferen Daseinskampf begriffen. Ich hoffe, dass ihre Söhne, heute etwa Mitte zwanzig, nicht in fremde Länder gegangen sind oder sich ins Heer der Angestellten eingereiht haben. Diese beiden Männer kannten die Botschaft, die Röhm über die ganze Welt verbreiten wollte; sie hatten auch das Feuer gesehen, das plötzlich in seinen Augen zu sprühen anfang, wenn er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug und die roten und orangenen Tiffany-Glaslampen, die Hitler ihm geschenkt hatte, zum Klirren brachte. Ich hasste diese Lampen und fand sie abscheulich, heute wären sie jedoch eine Freude für jeden modebewussten Innenausstatter.

Wenn Ernst sprach, tat er dies in kurzen Sätzen ohne überflüssige Worte. Indem er diese einfachen Sätze oft wiederholte, verlieh er ihnen eine Wichtigkeit durch den Klang seiner Stimme und den Sinn der Worte. Oftmals sprach er zu Menschen als wären sie Kinder. Es gab eine große Ähnlichkeit zwischen diesen Sprachexperimenten und Gertrude Steins Art zu schreiben. Manchmal schien es mir, als ob es ihr deutsches Blut war, das ihr diese große Sensitivität für Wörter verlieh und sie Wortketten hervorbringen und aus einem Wort einen ganzen Satz bilden ließ.

Ich flog in einem Flugzeug der Luftwaffe nach Zürich und fuhr von dort im alten Rolls-Royce meiner Großmutter (silberne Scheinwerfer, Kotflügel mit Lackleder überzogen, Perlmutterbeschläge) nach Paris. Ernst wusste, dass er keine französische Opposition gegen seine Zukunftspläne dulden konnte, er sah aber in Frankreich die Unruhen vom Februar 1934, nachdem Enthüllungen zu Korruption in höheren Kreisen die Regierung erschüttert hatte. Auslöser des Skandals war der mysteriöse Tod Alexandre Staviskys, Boss einer betrügerischen Pfandleih-Bank in Bayonne, nachdem bekannt geworden war, dass polnische

Bankiers und französische Regierungsmitglieder Stavisky gedeckt hatten. Der Selbstmord des Gangsters war allzu offensichtlich von der Polizei vorgetäuscht worden, der ehrbare Polizeipräfekt Jean Chiappe wusste davon aber nichts.

Und schon hatte ein schrecklicher Kreislauf des Mordens begonnen, in einem Ausmaß, das die Borgias und die gesamte Renaissance übertraf. Die mittleren 1930er Jahre waren vielleicht die grausamsten seit vielen Jahrhunderten. Die Regierung Camille Chautemps stürzte, weshalb ich sofort nach meiner Ankunft in Paris den Polizeipräfekten Jean Chiappe aufsuchte, denn er war ein guter Katholik; ich folgte seiner Empfehlung und beriet mich mit einem seiner Verwandten, dem die illustrierte und sehr gewalttätige Zeitung *Gringoire* gehörte. Ich war darauf gespannt zu erfahren, wie diese Korse dazu stünden, wenn Ernst Röhm seine Kampagne zur Vereinigung Europas starten würde, und wie sie über die SA dachten. Ich war erfreut, als ich ihre vernünftige und sogar sympathisierende Haltung erkannte. Gefährliche Angriffe des *Gringoire* waren nun nicht mehr zu befürchten. Die Korse erwähnten eine Frau, die mit einem Regierungsmitglied befreundet und als ›immerwährende Ministerpräsidentin‹ bekannt war. Es hieß, sie wechsle ihre Liebhaber so oft wie die Regierung wechselte. Die Dame war körperlich eigentlich nicht schön, besaß aber einen regsamen und funkelnden Geist. Ich ließ mich in keiner Weise von ihren Beredsamkeit täuschen. Später beschrieb sie Otto von Abetz, der deutsche Botschafter in Paris, auf bewundernswert treffende Weise: ›Sie ist eine Frankophile, aber weniger französisch als ich; sie kann nützlich sein und sie ist mächtig aber sehr gefährlich, weil jeder sie niederwerfen kann. Sie wäre bereit, ihre eigene Familie zu verkaufen und würde nicht zögern, alles zu tun für einen einigermaßen wertvollen Diamanten.‹ Madame beteuerte mir heuchlerisch, dass Frankreich ein Bündnis mit Deutschland anstrebe, um die unerfreuliche Verpflichtung zu beenden, die sich aus dem Vertrag von Versailles ergeben hatte. Ich wusste, dass sie gerade einem Politiker dabei half, den allzu passenden Tod eines Admirals zu vertuschen, der geheime Verteidigungspläne der Marine verloren hatte. Ihre Hilfe kam auch einem unschuldigen Flaggleutnant zugute und bewahrte Frankreich vor einem spektakulären Fall ›Dreyfus‹ in der Marine. Dass ein nobler deutscher Junge als Dieb der Pläne verhaftet wurde, war nicht gerade ermutigend für die Sache der Brauhemdenmiliz. Die französischen Politiker waren verzweifelt bemüht, ihr Durcheinander und ihre Schandtaten zu vertuschen und frühere Freunde

als Täter zu bezichtigen. Die Franzosen waren zudem in die Unterstützung der hoffnungslosen und beinahe bankrotten republikanischen Regierung Spaniens verstrickt, obwohl es damals noch keinerlei Anzeichen für einen Bürgerkrieg gab. Franco war noch nicht am Horizont aufgetaucht.

Es gibt eine Tatsache, die viele, sogar gut informierte Beobachter vergessen haben: Bis kurz nach dem Blutbad vom 30. 6. 1934 gab es in Deutschland eine verfassungsmäßige Regierung und ein gewähltes Parlament. Hitler wurde Kanzler, als sein Vorgänger von Papen sich nicht mit seinen Kabinettskollegen einigen konnte. Von Papen wurde sein Vizekanzler. Als ich die Möglichkeit erwähnte, dass Frankreich mit Deutschland ein Bündnis schließen könnte, bedeutete das nicht, dass Frankreich einen Diktator unterstützen würde. Die nationalsozialistische Partei Deutschlands war wie jede andere Partei von der Mehrheit gewählt, wenngleich diese Mehrheit durch Verbannung der Kommunisten aus dem Reichstag zustande kam. Hitler trug noch immer einen schwarzen Anzug und Zylinder. Erst nachdem er alle seine wahren Freunde und Förderer mit Ausnahme Görings (den er als Freund und Weltkriegsheld brauchte) ermordet hatte, präsentierte sich Hitler dem Volk als ewiger Führer. Vor Hitlers Machtergreifung als Führer Deutschlands gab es für das wankende Europa nur eine Hoffnung, einen neuen Krieg zu vermeiden: den Nationalsozialismus nach Röhrs Vorstellung.

Ich kehrte von Paris nach Berlin zurück. Ernst hatte inzwischen von Papen, Himmler und andere besucht. Er hatte sich völlig verändert, obwohl er große Freude über die Geschenke zeigte, die ich ihm aus Paris mitgebracht hatte. Bald darauf reisten wir ab nach München, weil er ein Treffen mit dem Kanzler vermeiden wollte. Während der Reise überkam mich ein Gefühl von Schwermut und Unwohlsein, das mich nun lange Zeit nicht mehr verlassen sollte. Das Haus am See hatte sich ebenfalls verändert und die einzigen Gäste, abgesehen von den Gruppenführern, waren mein Freund Edmund Heines und Jugendführer Karl Ernst. Die meisten Freunde waren nicht mehr da, und ich vermisste die Abende, als Baldur von Schirach Rilkes Gedichte und Briefe aus Spanien vorlas, die Garcia Lorca geschickt hatte. Professor Burckhardt war verschwunden und Arno Breker arbeitete in Prag; Prinz Leopold Friedrich hatte sein Haus geschlossen und war nach Frankreich gegangen und die reizende Emmy Sonnemann genoss ihren Erfolg als Sängerin auf einer Tournee durch das Land. Strasser und General Schleicher kamen zu kurzen Besprechungen, und

glücklicherweise blieben die Alvensleben-Ratten unsichtbar, weil sie, wie man munkelte, Otto von Bismarck besuchten. Die Aufgewecktesten der Braunhemden-Jugend besuchten uns, aber Hauptmann Ernst Röhm hatte viel von seiner narbengesichtigen Faszination verloren. Diese jungen Leute waren gesund und sahen gut aus; sie verbreiteten eine wohltuende Atmosphäre von Schönheit mit ihren bezaubernden Gesängen, Malereien und Dichtungen. Die meisten waren im Vergleich zu den schmutzigen ›Struwelpetern‹ von heute saubere, wohlgestaltete Männer.

In seinen letzten Tagen war Ernst von einer seltsamen Leidenschaft für Autos und Leibwachen besessen. Es war nicht Furcht, die ihn antrieb, vielmehr eine Art Neurose aufgrund von Erschöpfung und Überarbeitung. Immer wieder seit dem unerfreulichen Zwischenfall im Adlon in der Nacht des Reichstagsbrands beharrte er darauf, ich solle einen Personenschutz bekommen. Plötzlich entschied Ernst, dass mein roter Mercedes weg müsse und dass ich ein SA-Auto benutzen solle, das von zwei Braunhemden zu fahren sei. Zuerst weigerte ich mich, stimmte aber später einem Kompromiss zu: Ich würde einen geschlossenen schwarzen Mercedes benutzen und der Chauffeur und der Beifahrer sollten gewöhnliche Livreen tragen. Ernst war damit nicht zufrieden und schien an der fixen Idee zu leiden, dass offene Autos sicherer seien. So kam es, dass ich nicht mehr ausgehen konnte ohne von vier Motorradfahrern eskortiert zu werden, die Hakenkreuz geschmückte Helme, Lederjacken, Armbinden und Stiefel trugen. Stets saßen zwei junge Männer auf Klappsitzen vor mir. Ich habe ihre Namen vergessen, weiß aber, dass beide dem Blutbad entgingen. Der eine wurde General von Falkenhausens Adjutant in seinem China-Corps; der andere geriet 1941 auf dem Hatfield Flugplatz in englische Gefangenschaft, als er seinen Luftwaffenbomber notlandete, weil ein Motor getroffen worden war und brannte. Vorher warf er seine Bomben ab, die nicht explodiert wären, wenn sie nicht an zwei Hangars – in dem einen arbeitete ich – abgeprallt wären.

Ich bat Röhm darum, meinen Personenschutz nicht schwer zu bewaffnen, da es eigentlich unnötig war, mich überhaupt zu beschützen. Tatsächlich waren sie mehr lästig als hilfreich, etwa wenn ich bayerische Schlösser und Museen besuchen wollte. Eine Menge uniformierter und nicht uniformierter Männer, die ohne erkennbaren Grund eine Person umringen, ist ziemlich auffällig. Doch gab es keinerlei irritierte Blicke oder

Bemerkungen. Die Bevölkerung schien höflich zu lächeln. Wenn Röhm erschien, wurde er stets begeistert begrüßt.

Die tragischen letzten Tage

Die letzten Tage, die ich mit Röhm verbrachte, waren die tragischsten und faszinierendsten meines Lebens. Ernst arbeitete bis zur Erschöpfung, las und schrieb und entwickelte seinen gigantischen Plan einer Weltpolizei. Er wollte den oft missbrauchten Polizistenberuf in den glänzendsten und ehrenvollsten verwandeln, den die Welt je gesehen hat. Mit besonderem Nachdruck arbeitete er an seiner Idee der offenen Straflager und Irrenanstalten, in denen die Geisteskranken nützliche Glieder der Gesellschaft würden. Er glaubte, dass Arbeit eine bessere Heilmethode sei als alle ärztliche Kunst. Als Poet und als Praktiker blieb dieser Mann stets ein großer Soldat. Oftmals sagte er: ›Ich bin Soldat und ich will Armeen und Kriegswaffen zerstören, weil sie nicht in unsere Epoche passen. Meine Armeen werden aus Friedenssoldaten bestehen. Keine Macht wird gewaltiger sein und von totalerer Kraft.‹ Es kam vor, dass er die ganze Nacht über auf mich einredete, bis die Zeit für sein Eisbad gekommen war, das er sommers wie winters nahm. Dann ging er an seinen Schreibtisch.

Röhm war ein kultivierter Mensch, der Kunst und Literatur genoss und sich speziell für Geschichte und Archäologie interessierte. Ich habe viel von ihm gelernt, denn er besaß große Kenntnisse der chinesischen und orientalischen Philosophie und verehrte den bedeutenden Sinologen und Übersetzer chinesischer Klassiker Richard Wilhelm. Als ich ihm von meiner Begegnung mit der Tänzerin und Orientalistin Beryl de Zoete erzählte, die mich dem Sinologen Arthur Waley vorgestellt hatte, war Ernst äußerst interessiert. Er fragte, ob Waley dem entsprach, was sich ein Schuljunge unter einem großen Gelehrten vorstellt, oder ob er nur ein Sprachgenie war, das die Länder nie gesehen hat, in denen die von ihm studierten Sprachen lebendig sind. Ich sagte ihm, dass ich Waley nur einmal gesehen habe und dass Beryl de Zoete mir hinterher sagte, ich sei ihm sofort unsympathisch gewesen. Ernst, der die Engländer nicht leiden konnte, sagte, dass er Waleys Arbeiten mit Genuss studiert habe, denn sie würden Schönheit, Delikatesse und Anmut großer englischer Dichtung aufweisen, die er kenne und die er in einem merkwürdigen Ausdruck beschrieb: ›Englisch ist wie eine sargartig-gotisch-träumende Kirche aus der Georgianischen Epoche, stets überwuchert von romantischem Efeu.‹ Ich glaube, er kannte die südafrika-

nische Burin Beryl de Zoete, denn er nannte sie ›die Geschichtsballerina der Spielzeugausstellungen‹, die ihn an reisende Frauen des 18. Jahrhunderts mit der Silhouette einer javanischen oder balinesischen Puppe aus einem Schattenspiel erinnere. Ernst mochte jenen Typ anscheinend geschlechtsloser Frauen, die in Wirklichkeit mehr Sexappeal haben als all diese Pin-up-Girls, von denen junge Männer träumen. Er sagte, sie sei sehr unenglisch und dennoch ausgezeichnet maskiert. ›Die Engländer‹, glaubte er, ›sind so unanständig wie die reichen Deutschen, dabei aber bedeutend größere Heuchler, und sie lieben den Sadismus – *le vice anglais* – mehr als alle andern Vergnügungen.‹ Eine weitere Person, für die Röhm sich interessierte, war Rudolf Steiner, denn Heines war Schüler in einer seiner Schulen gewesen. Er gab mir eine lange Abhandlung Steiners über das Licht und über Goethes Farbenlehre zu lesen. Die Malerei gehörte nicht zu Ernsts Lieblingskünsten; er kannte sich da nicht gut aus. Er bewunderte Maler, die ihn an die Kunst der Primitiven erinnerten. Eines der Bilder, die er mochte, war eine ›Auferstehung‹ von Stanley Spencer. Bilder, die im Stil der alten Meister gemalt waren, gefielen ihm am besten. Peiner und Künstler wie Rex Whistler begeisterten sein Auge für die moderne Romantik.

Ernst Röhm und ich hatten eine Abneigung gegen praktizierte ›Schwarze Magie‹. Wie alle Leute mit Zigeunerblut in den Adern waren wir empfänglich für Ahnungen, Medien, Wahrsager und Astrologen, die uns einen heiligen Schauer vermittelten, ähnlich wie uns der Mond ängstigte und hypnotisierte. Wir waren auch wegen solcher Ängste empfänglich für seltsame Ereignisse. Ernst litt an Angstträumen; stets geschah es, dass Dinge, die er im Traum sah, tatsächlich eintrafen.

Eines Tages sprach mich am Eingang zum Braunen Haus ein Fremder an. Er sagte, er sei ein Handler und komme gerade vom Kanzler. Ich kümmerte mich nicht weiter darum und vergaß alles. Einige Tage später kam ich in Ernsts Büro und sah zu meiner Verwunderung jenen Mann in der Nähe des Schreibtischs, ohne dass noch jemand im Raum gewesen wäre. Er begann auf seltsame Art auf mich einzureden und schrieb zugleich etwas auf einen Zettel. Zu meiner großen Erleichterung kam Ernst herein und sorgte dafür, dass der Bursche entfernt wurde. Vorher konnte er mir noch den Zettel übergeben, sah mir dabei tief in die Augen und sagte: ›Riga‹. So geriet diese Stadt wieder einmal in den Bereich meiner Aufmerksamkeit. In klarer Schrift stand auf dem Zettel folgendes Kauderwelsch: ›Rosenprinz Ri-

gas, schwarze Schwäne und lettische Ritter: Prinz der drei Kreise der deutschen Ritter – der Heiligenschein, das Herz und der Mutterschoß und der Vollmond der Seele – stehe mit den Füßen auf der nächtlichen Mondsichel. Erhebe dich vom runden Tempel mit der Raute des Grabes und zersplittere den Sarg mit den Sternen in deinen klaren Augen. Ernst war wütend und ließ den Mann zurückholen. Wir konnten aber aus der armseligen Kreatur nichts Vernünftiges herausbekommen. Er war anscheinend schwachsinnig und sah aus wie ein Ungar oder Tartar, vielleicht war er auch ein Zigeuner. Schließlich ließ Röhm ihn in eine Irrenanstalt bringen. »Woher hat er diese freimaurerische Redeweise?« schrie er. Dann war er sich sicher, dass Rosenberg uns foppen wollte. Am nächsten Tag war Ernst noch immer aufgeregt; er war jetzt überzeugt, dass es ein Streich Rosenbergs gewesen war. »Diese umtriebige Schlange hat etwas über dich herausgekriegt«, sagte er. Ich konnte nicht verstehen, was er damit meinte, als er mir eine Art Märchen erzählte, das ich nie zuvor gehört hatte. Ich konnte nie herausfinden, woher Ernst diese Geschichte kannte oder ob er sie erfunden hatte. Teilweise stammte sie wohl aus falsch verstandenen Stellen des *Almanach de Gotha* und aus Träumereien im Stil von Walter Scotts Romanen.

Er war jedoch überzeugt, dass Dr. Rosenberg erfahren hatte, die Roses aus Kilravock seien Nachkommen eines Baron de Rose, der im 11. Jahrhundert ein normannischer Krieger in der Armee Wilhelm des Eroberers gewesen sei. Später wurde sein Erbe Meister des Templerordens in England, aber nach zahlreichen Morden in den Norden vertrieben und exkommuniziert. Sein Ende kam schnell, als ihn sein ältester und am meisten geliebter Sohn erwürgte und danach ins schottische Hochland flüchtete. Ich wusste aber nur von einem Ritter namens de Ros, der in einem prächtigen Grab in der Londoner Temple Church begraben liegt. Auf seinem Schild sieht man Teile meines Familienwappens.

Röhm war wirklich aufgebracht, weil die Notiz auf dem Zettel nichts als Zigeuner-Folklore war. Die drei Kreise sind die Zeichen des Mondes, die christliche Dreifaltigkeit und die drei Chakren der Hindus. Immer wenn diese drei Kreise in meinem Leben plötzlich auftauchten, wurde ich in unglückliche Ereignisse verstrickt. Als ich vierzehn Jahre alt war, stieß eine alte Zigeunerin einen Schrei aus, als sie meine Hand ansah: »Drei Kreise, drei Kronen!« Dann verbarg sie ihren Kopf in ihrem Umhang, stürzte auf die Straße und wurde von einem Auto überfahren, ohne dass

ich sie retten konnte. Poppy Montague, die berühmte Wahrsagerin des diplomatischen Corps, blickte 1939 während eines Luftangriffs auf London für meine Ehefrau in eine Kristallkugel und sah dort etwas, das ihr nicht gefiel. Sie warf uns aus ihrem Haus auf die Straße, wo die Granatsplitter umherflogen, und schrie mir hinterher: »Gehe aus den drei Kreisen, gehe aus den drei Kronen!« Poppy verließ ihre Wohnung in South Kensington noch am gleichen Tag und kehrte erst wieder nach dem Ende des Blitzkrieges zurück. In der Nacht ihrer Rückkehr fiel doch noch eine Bombe auf ihr Haus und zerstörte es so stark, dass man nicht geringsten Spuren von ihr in den Trümmern finden konnte.

Nur zweimal habe ich das Symbol der drei unterschiedlich großen Kreise mit Rose und Mondsichel verwendet. Einmal zeichnete ich es in mein Skizzenbuch, ich weiß nicht mehr warum, im Schatten eines großen Hindutempels in Südindien. Ich ging ins Innere des Heiligtums, das aber nur manche Brahmanen betreten durften. Drei tote, vertrocknete Skorpione lagen neben meinen nackten Füßen und ich empfand einen starken lähmenden Schmerz, als hätte mich ein giftiges Insekt gestochen. Als ich den Tempel verließ, fiel eine Hornvipera aus einem Baum herab und landete auf dem nackten Rücken eines Jungen, den sie biss und der vor meinen Füßen starb, noch ehe ein Doktor ihm helfen konnte. Das andere Mal sah ich das Symbol auf einem mobilen Altarbild der Unbefleckten Empfängnis, das ein Geistlicher französischer Zigeuner mit sich führte; kurz darauf verschwand einer meiner besten Freunde.

Das seltsamste und vielleicht erregendste Ereignis, war das tägliche Telefongespräch Hitlers mit seinem Freund Röhm. Jeden Morgen rief er in Röhm's Büro an und die beiden sprachen sehr freundlich und entspannt miteinander. Es gab lange und detaillierte Berichte über die Aktivitäten der SA und Neuigkeiten über gesundheitsfördernde Ernährung und Vegetarismus. Ich erinnere mich, dass der Reichskanzler eine Leidenschaft für Rosenmarmelade aus Griechenland und Honigwaben aus Schweden hatte. Es gab zudem zahlreiche abseitige Themen, die ihn interessierten, wie das Maß der Schatten antiker Gebäude und eine Art Zahlenmystik zu den Dimensionen der Pyramiden, ferner einige mathematische Probleme und ob man dem neuen Museum für nationalsozialistische Kunst, das in München zum Gedenken an den Biergartenputsch gebaut werden sollte, die Form einer riesigen Bienenwabe geben könne. Einmal, als der Bildhauer Arno Breker bei

uns zu Gast war, wollte er mit ihm sprechen. Das Gespräch über Löwen- und Adlerskulpturen dauerte mehr als eine Stunde. Gegen Ende, als Ernst noch zögerte, ob er sich um seine eigenen Dinge kümmern oder warten sollte, bis der Kanzler die offizielle Armee entlassen würde, richtete er es so ein, dass er nicht da war, wenn ein Telefongespräch anstand. Ich bin Hitler nie begegnet, obwohl er mich mehrmals eingeladen hat, und ich hatte ihn beim Reichstagsbrand gesehen. Als das Telefon klingelte, war ich allein im Büro und hörte, als ich den Hörer abnahm, eine bekannte Stimme. Hitlers Sprache mit ihrem österreichischen Akzent und anderen idiomatischen Eigenarten machten es mir unmöglich, ihn zu verstehen. Mein Schuldeutsch reichte nicht aus. Ich weiß nicht, wen er nun rief, um seine Worte in ziemlich schlechtes Englisch zu übersetzen. »Der Kanzler will mitteilen, dass er sich über Hauptmann Röhm ärgert, weil dieser es vermeidet, seine persönlichen Anweisungen entgegenzunehmen. Er wünscht, dass Sie ihm ausrichten, dass sein Freund und Blutsbruder Adolf Hitler der Führer der Partei ist und Hauptmann Röhm im Amt erwartet, wenn er ihn anruft.« Ich konnte Hitlers Stimme im Hintergrund hören und der Dolmetscher fuhr fort: »Seine Exzellenz wird morgen früh in der Privatresidenz anrufen.« Ich gab Röhm die Nachricht, als ich ihn gefunden hatte, er sagte aber nichts und verließ offensichtlich verärgert den Raum. Am Abend erwähnte er das »Ereignis« nicht mehr und arbeitete mit Heines über einer großen Landkarte, während ich ein Buch las. Am nächsten Morgen stand Ernst früher als üblich auf, sprang in sein Eisbad, zog sich eilig an und verließ das Haus. Als ich in sein Zimmer ging, war ich überrascht, dass er noch nicht zurück war. So musste ich wiederum das Telefongespräch entgegennehmen. Hitlers Stimme klang wider Erwarten sanft und nicht verärgert. Er sprach einige Minuten bis er schließlich eine Frau mit zarter Stimme rief, die perfekt englisch übersetzte. Er bat mich, täglich zu einer bestimmten Zeit im Haus zu sein oder selbst seine geheime Nummer anzurufen, die er mir gab. Er schien Ernst aufrichtig zu mögen und fürchtete, dass gewisse Personen in seiner Umgebung eifersüchtig sein könnten. Er zählte auf mich als wahren Freund und nahm mir das Versprechen ab, Ernst vom Trinken und anderen Torheiten abzuhalten. Ernst müsse vor allem Geduld haben; nur so seien ihrer beider Ideale zu erreichen, für die sie so schwer gekämpft und gelitten hätten. Hitler beteuerte seine aufrichtige Liebe für den engsten und treuesten seiner Freunde und trug mir auf, streng mit ihm zu sein,

da er wisse, dass ich einen großen Einfluss auf ihn habe. Er habe erkannt, dass ich ein wahrer Freund von Ernst sei, und sagte, dass jeder, der Ernsts Freund sei, auf Hitlers Freundschaft und Zuneigung bauen könne.

Von da an hatte ich täglich ein längeres oder kürzeres Gespräch mit diesem merkwürdigen Mann. Ich begann sogar, mich darauf zu freuen, denn unsere Gespräche waren erfüllt von einer seltsamen Mischung aus Ideen, Befehlen und Ratschlägen. Einmal sprachen wir über Schwalbennestersuppe, weil Hitler gerade einen Artikel darüber gelesen hatte, wie die essbaren Teile aus den Nestern extrahiert werden. Dann sprachen wir über Malerei und er sagte, dass das Malen von Personen weniger interessant sei als Gebäude zu malen, denn er liebe die Landschaftsmalerei. Ich glaube, er sagte das, weil er nicht malen konnte, jedenfalls keine Personen. Die Folge dieses Gesprächs waren drei kräftig gemalte Gouachen, die Willibaldsburg, romantische gotische Gebäude vor einem grell rot und orangenen Postkarten-Sonnenuntergang zeigten sowie detailreich gezeichnete Eichen vor einem preußischblauen Himmel, schwarzen Baumsilhouetten und auf fliegenden Vögeln. Ernst, der nichts von meinen Gesprächen mit Hitler ahnte, war erstaunt, als ich die Geschenke erhielt, besonders staunte er über eine kolossale Schachtel mit neuartigen Gesundheits- und Verdauungskeksen aus Dänemark, die für Schlankheitskuren verwendet werden sollten.

Der Höhepunkt der Telefonate kam, als Ernst beschloss, ein gigantisches Braunhemden-Treffen einzuberufen. Er fühlte sich unwohl, war nervös und musste erbrechen. Ich bemerkte, dass er sehr viel Danziger Goldwasser trank, was er gut vertrug, da er ein gestrenger und ordentlicher Mann war, der keine Trunkenheit und keinen Krawall in seinem Haus duldet. Er geriet in Wut, als Heines und einige junge Offiziere recht fröhlich von einem Trinkgelage in einem Biergarten zurückkamen. So war es mir praktisch für einige Zeit verboten, Heines wiederzusehen und Ernst machte Krach, weil ich einen fürchterlichen »Kater« hatte. Als ich am Tag von Ernsts Ankündigung mit Hitler sprach, waren seine ersten Worte: »Hat Ernst getrunken? Ist er krank und haben Sie einen Arzt gerufen?« Ich sagte der Exzellenz, dass Ernsts Zustand meiner Ansicht nach nicht gut sei und dass ich zweimal den Arzt kommen ließ, der jedoch erklärte, der Patient sei gesund und nur ein wenig überarbeitet. Der Übersetzer sagte: »Der Reichskanzler lässt Ihnen sagen, dass Sie Hauptmann Röhm heute unbedingt von öffentlichen Auftritten fernhalten müssen. Sie müssen

verhindern, dass er Reden hält, da es für ihn sehr gefährlich ist und den Führer kränken würde. Seine Exzellenz wünscht, dass Sie sich über die schlimmen Folgen im Klaren sind, die entstehen, wenn es Ihnen nicht gelingt, ihn ruhig zu halten.« Ich erwiderte, dass es mir unmöglich ist, Ernst Anweisungen zu geben oder ihn an etwas zu hindern, das er sich in den Kopf gesetzt hat. Ernst war ein sehr eigenwilliger Mensch. Allein Seine Exzellenz sei zu einer Anordnung in der Lage, der er folgen würde. Ich versprach aber, dennoch mein Bestes zu tun. Völlig überrascht war ich, als mir Hitler riet: »Machen Sie ihn betrunken«. Der Übersetzer sagte dann, Hitler würde ewig in meiner Schuld stehen, wenn es mir gelingt, seinen besten Freund zu schützen. Er würde mich in der außergewöhnlichsten Weise belohnen und mich zu einem nationalsozialistischen Helden machen. Ich konnte hören, wie Hitler fast außer sich schrie: »Sagen Sie ihm, er muss meinen treuen, loyalen Ernst, meinen Bruder der frühen Zeit beschützen. Sagen Sie ihm, er muss Ernst in Sicherheit bringen: es ist seine Pflicht meinem Freund gegenüber.« Nachdem ich geschworen hatte, dieses Gespräch geheim zu halten, wurde mir Erfolg gewünscht. Der Hörer wurde aufgelegt.

Ich war besorgt wegen Ernsts Sicherheit, doch sagte ich ihm davon nichts, konnte aber erreichen, dass unser Personenschutz verdoppelt wurde. Er stellte keine Fragen, beobachtete aber genau, was ich tat. Er wirkte zermürbt und erschöpft und schien sich bei mir anlehnen und Hilfe von mir erbitten zu wollen. Nur als ich ihn bat, schnell zu handeln, reagierte er trotzig. Zu seinem Unwohlsein kam eine Erkältung hinzu. Am Tag des Treffens konnte er kaum sprechen und ich ermunterte ihn zum Trinken. Schließlich konnte ich ihn überzeugen, dass ihn jeder wegen seiner heiseren Stimme und seinem schwankenden Gang für betrunken halten würde, wenn er so vor seine Brauhemdenjugend träte. Die Menge würde insgeheim lachen und niemand würde seiner undeutlichen Rede folgen können. Er glaubte mir, nachdem er seinen Redetext mehrmals laut vorgelesen hatte und sagte seinen Auftritt ab. Ich brachte ihn zu Bett mit einer großen Menge Rum und heißer Zitrone. Dann ging ich ins Kino und sah, wenn ich mich recht erinnere, Leni Riefenstahl in *Das blaue Licht*. Danach rief ich die Geheimnummer an, die Hitler mir gegeben hatte. Als ich ihm erzählte, was geschehen war, hörte ich einen Seufzer der Erleichterung. Er überschüttete mich förmlich mit Worten des Lobes. »Sie werden meinen Dank empfangen; Sie werden mit einem Orden geehrt; Sie werden reich

beschenkt«, sagte er. Ich höre noch heute Hitlers freundliche Stimme. Es war nichts Brutales oder Hysterisches in ihr, vielmehr klang sie hypnotisch. Es war die Stimme eines Schauspielers, ihr fehlte aber die perfekte Artikulation, die Rollen bei Schiller oder Shakespeare verlangen. Sie wäre eher mit Stanley Holloway als mit Laurence Olivier zu vergleichen.

Als ich am nächsten Tag im Garten war und die Gärtner anwies, wie Ritterspornstauden zu pflanzen seien, die gerade aus England eingetroffen waren, kündigte der Diener die Generäle Beck und von Blomberg sowie den Hauptmann Canaris an. Bald darauf wurde der Besuch Bodo von Alvenslebens, Himmlers und Heydrichs angekündigt. Die Militärs sahen großartig aus in ihren Uniformen, wirkten aber nach der Reise von Berlin etwas erschöpft. Himmler und Heydrich wirkten deplatziert; sie kamen mir eher wie Buchhalter oder wie provinzielle Verwaltungsbeamte vor und gar nicht wie Mitglieder der Regierung. Himmler, der peinlich berührt schien, übergab ein Schmuckkästchen an General von Blomberg. Dann bot mir die ganze Gruppe den militärischen Ehrengruß.

Man gab mir das Kästchen mit einem verzierten Dokument in gotischer Schrift, dem ein zweites Papier in schöner Maschinenschrift mit der englischen Übersetzung beigelegt war. Die Schachtel war aus dunkelgrünem Leder gefertigt mit den geprägten Buchstaben A. H. unter einem Adler mit Hakenkreuz. Ich öffnete sie und fand darin eine beeindruckende Goldkette und ein Ordensband auf weißem Satin. An der Kette hing ein ausgestanztes Hakenkreuz mit einem Adler darüber als Entsprechung zu den goldenen Kettengliedern, die abwechselnd wie Olivenzweige, Adler und Hakenkreuze geformt waren, ferner Verbindungsteile aus grüner und gelber Emaille und in der Mitte des Hakenkreuzes war ein kleines Eisernes Kreuz in schwarz und weiß. Das ganze war ein schönes Objekt, obwohl es an die Amtskette eines Oberbürgermeisters erinnerte. Ich vermutete, Breker hat es entworfen. Ich sollte die Empfangsbestätigung unterschreiben, wurde aber von einem Anruf der britischen Botschaft unterbrochen und erhielt die Anweisung, die Auszeichnung anzunehmen, da sie offensichtlich eine Geste des guten Willens von Hitlers Seite und eine große Ehre für einen Ausländer sei; der Botschaftsrat wusste aber nicht genau, worum es ging, denn nur Hindenburgs und Hitlers Unterschriften erschienen auf dem Dokument. Die Generäle und ihre Begleitung erklärten, dass sie auch nichts über die Bedeutung der neuen Aus-

zeichnung wüssten, sie würden nur einem Befehl ihres Führers folgen. Bodo von Alvensleben sagte, er wisse, dass General Göring auch so eine Auszeichnung bekommen habe und dass sie vermutlich extra für Göring geschaffen wurde. Ich unterschrieb und fügte dann eine blumige und wortreiche Danksagung an, die sorgfältig in gutes Deutsch übersetzt wurde. Ich zerriss aber die Übersetzung, weil sie mit ›Mein Führer‹ anstelle von ›Euer Exzellenz‹ begann und schrieb eine neue, schlichtere. Ich erklärte, dass es eine große Ehre für mich sei, dass aber der Premierminister oder Reichskanzler nicht mein Führer sei. Nachdem wir im Salon *un verre d'honneur* getrunken und die Repräsentanten des Dritten Reiches uns wieder verlassen hatten, gab ich die Schachtel meinem französischen Kammerdiener Louis, damit er sie mit meinen anderen Juwelen einschleibe. Er betrachtete die Kette mit Abscheu und ich glaubte ihn murmeln zu hören: ›*quel salopine*‹. Weil Ernst sicher ärgerlich gewesen wäre, da er nicht auch ausgezeichnet wurde, erzählte ich ihm nichts davon. Niemand außer den Gärtnern hatte schließlich etwas mitgekriegt und die Gärtner waren noch vor der Verleihung gegangen.

Seit dieser Zeit begann ich mich krank zu fühlen und nach meiner Rückkehr von einem kurzen Besuch meines französischen Anwesens *La Porte des Isles* begannen schwere Anfälle von Übelkeit. Ich sprach mit Hitler darüber am Telefon und er riet mir sofort, große Mengen von Kohletabletten und Sandelholzöl in Wasser zu schlucken. Hitler vermutete, dass ich an Gelbsucht erkrankt sei und sagte, ich solle sofort zum Arzt gehen. Der Doktor stellte Infektion der Leber fest und gab mir eine Medizin, die meinen Zustand in wenigen Tagen verbesserte, aber nicht gegen meine Appetitlosigkeit wirkte. Ich führe das auf eine Nervenschwäche zurück. Als ich ihm von den Kohletabletten und der Sandelholzkur erzählte, sagte er, dass beides für völlig andere Leiden genommen wird und es sich wohl um den Rat eines verwirrten alten Weibes handelt – er wusste natürlich nicht, wer mir dazu geraten hatte.

Ich unterbrach meine Reise in Paris und kaufte zwei Bilderrahmen, die ich Hitler als Geschenk zuschickte. Sie hatten einem russischen Freund gehört und kamen aus der Werkstatt von Fabergé. Einer war aus Gold mit Adlern in jeder Ecke und einem Eisernen Kreuz am oberen Rand: es war emailliert in den deutschen Farben. Der andere bestand aus einem Mosaik aus gefärbtem Gold ähnlich altem chinesischem Brokat mit Hakenkreuzmuster. Nach dem Empfang des Geschenks sandte er mir eine Fotografie, die ihn und Röhm

im Jahr 1923 zeigt. Als ein Glied der Kette, die er mir verliehen hatte, beschädigt wurde, sandte ich sie zur Reparatur an Cartier. Als mein *vendeur* das Objekt sah, bezeichnete er es als ein vorzügliches Stück Kunsthandwerk von erheblichem Wert. Er hatte so etwas noch nie gesehen und kannte auch nicht die Bedeutung der Symbole. Ich sagte ihm, ich halte es für eine kulturelle Medaille. Er lachte und bemerkte, dass die Deutschen sehr großzügig seien und anscheinend viel Geld für ihre Künstler ausgeben. Erst mehrere Jahre später erfuhr ich, dass die Kette ursprünglich für Hitler angefertigt worden war, und er vermutlich nie beabsichtigte, sie jemals zu tragen. Ich trug sie nur einmal, bei jenem fatalen Festessen, von dem ich noch berichten werde und das gewiss dazu beitrug, die Nacht der langen Messer heraufzubeschwören.

Eines Tages, als ich gerade unter Fieberanfällen litt, kündigte Ernst an, er werde noch vor den Ferien ein Fest veranstalten. Er tat recht geheimnisvoll und nannte mir weder Ort noch Datum noch die Namen der Gäste. Als ich es schon fast vergessen hatte, fand ich auf meinem Tisch eine pompös gedruckte Karte. Es war die Einladung mit der Aufforderung, in Uniform mit allen verliehenen Orden zu erscheinen. Veranstaltungsort sollte eine Lichtung in einem Kiefernwald eines SA-Lagers sein. Ich fragte, ob der Reichskanzler und der Vizekanzler auch kommen werden. ›Nein‹, war die knappe Antwort. Vielleicht lag es an meiner sich verschlimmernden Krankheit, aber ich hatte eine starke Vorahnung eines Unheils. Ernst verhielt sich sonderbar und entzog sich meinen Blicken. Ich war mir sicher, dass er entschieden hatte, nicht sofort zu handeln, und etwas anderes plante, das mit dem Fest zu tun hatte. Ich war höchst besorgt, und General von Schleicher mit Gattin, die noch einmal ihr Heim in einem Berliner Vorort verlassen hatten, teilten meine Befürchtung. Röhm's Treffen mit General Fritsch und Graf Helldorf in Werner von Alvenslebens Mecklenburger Jagdhütte war vermutlich wichtig. Schleichers Gattin misstraute jedoch Bodo von Alvensleben und sagte, Bodo würde stets im Hintergrund lächeln, wenn Werner intrigierte.

Der letzte Telefonanruf Hitlers kam am Morgen vor dem Fest. Es war ein schreckliches Gespräch, da der Reichskanzler sich in verzweifelter Stimmung zu befinden schien. Wiederum überschüttete er mich mit einem Wortschwall, von dem ich nichts verstand, ich war jedoch erstaunt, dass er mich mit meinem Vornamen anredete und mich erstmals duzte. Er sagte ungefähr Folgendes:

›Ich bitte dich um Deutschlands, der Welt und des Universums willen Ernst Röhm zu retten. Ich flehe dich an, den Nationalsozialismus zu retten, indem du die SA rettetest. Ich habe aus dir einen Helden der Nationalsozialistischen Partei gemacht. Ich habe dich so behandelt, als ob du von Anfang an dageigewesen wärst seit dem Biergarten-Putsch von 1923. Du musst Röhm davon überzeugen, dass die SA ein Teil der Reichswehr werden muss. Dass eine große Armee notwendig ist, um den Frieden zu erhalten und alle, die deutsch sprechen und zur germanischen Rasse gehören, zu vereinen.‹

Ein kalter Schauer, der nicht von meinem Fieber kam, ergriff mich. Ich hatte wirklich Angst, als ich den Hörer auflegte. Ich hatte Angst, weil ich plötzlich bezweifelte, ob Hitler genügend Macht und Kraft hätte, das Land zusammenzuhalten. Mir war klar, dass er ein Genie war und die Begabung eines Dichters oder Künstlers hatte. Aber reichte sein historisches Genie, wie ungeheuerlich es auch immer sei, um die Welt zur Einsicht zu bringen? War er nicht vielleicht dabei, Ernst zu täuschen und in die Irre zu führen? Ich war wirklich äußerst besorgt um Ernst, aber auch um Hitler, weil mir plötzlich dämmerte, dass es auf Selbstmord hinauslaufen könnte. Vielleicht war für den großen Mann von 1923 nur noch Mitleid im Jahr 1934 übrig. Solche Vorahnungen verließen mich nicht, bis Ernst tot war.

Ich konnte Ernst nicht erreichen aber immerhin Heines warnen. Dieser sagte mir, dass er bei Trinkgelagen wilde Gespräche über die frühen Tage geführt habe, als Hitler ein unglücklicher, armer und einsamer Mann war, dem er Rettiche und Brötchen brachte, weil er Fleisch verschmähete und sagte, man würde danach wie ein Tier riechen. Folgende Nachricht lag auf meiner Frisierkommode: ›Sei auf ein wahrhaft gigantisches deutsches Fest gefasst. Eine germanische Szene ist zu erleben.‹ Ich fürchtete zu recht das Schlimmste. Nachdem ich mich sorgfältig angekleidet hatte, legte ich meine Ordenskette an. An meinem innen und außen beleuchteten Auto prangten kleine Fahnen und es wurde eskortiert von Motorradfahrern. Die großen Tannen standen gegen einen purpurfarbenen Himmel und der Duft der Kiefern erfüllte die Abendluft, als ich an einem schlüpfrigen Weg am Fuß eines Hügels ankam. Viele Autos versuchten durchzukommen, schlitterten und schlingerten herum und hinter mir fuhrn viele als Armeefahrzeuge gekennzeichnete Autos. Vor mir hatte das Auto, in dem General von Schleicher, Graf Bodo von Alvensleben, Graf Helldorf und Gruppenführer Heines

saßen, den Wagen des Generals von Blomberg, der Barone Krupp und von Neurath gerammt. Beide Autos waren in einen schlammigen Straßengraben gerutscht. Es gelang mir, sie aus ihrer misslichen Lage zu befreien und in meinem Auto mitzunehmen, ohne dass ihre Uniformen und Festroben zu sehr Schaden nahmen. Als wir schließlich bei einem riesigen und reich geschmückten Zelt mitten in einem Lager der Braunhemden ankamen, grüßte uns eine lange Reihe junger Männer mit brennenden Fackeln und aus dem Wald war ein Chor zu vernehmen, der patriotische Lieder sang.

Maßlos erstaunt waren wir, als wir über dicke Orientteppiche ins Zeltinnere traten; es sah so aus, als wären die Bühnenrequisiten aus einigen verrückten Wagner-Opern ausgebreitet worden. Tatsächlich war es eine Art Abgesang auf die grotesken Renaissancefantasien der Bismarckzeit. Große Wappen waren mit Gold- und Silberfarbe eilig auf die Zeltwände gemalt. Wenigstens fünfzig mit Gips verzierte thronartige Sessel unterschiedlicher Höhe, Größe und Farbe standen um den vergoldeten Eichentisch, der die Speisen tragen sollte. Dieser Tisch war wohl der größte Schandfleck, abgesehen von den verchromten elektrischen *flambeaux*, die als modernistische Interpretation mittelalterlicher Waffen mit gläsernen Flammen gemeint waren. Die Tischdekoration bestand aus Bergen von Plunder: silberne Türmchen, mit Türmen und Zinnen versehene Früchteplatten, Statuen von Göttinnen und deutschen Königen mit langen Bärten und noch längeren Schwertern, römische Urnen u. dergl. Alles sollte an Waffen und Rüstungen erinnern, sogar die Aschenbecher in Form von Spielzeugkanonen und silberne Flugzeugmodelle als Zigarettendosen. Keine Darstellung schlechten Geschmacks hätte die Junker mehr beleidigen können als diese kalkulierte Impertinenz Röhm's.

Als wir eintraten, salutierte eine fesche Ehrengarde, doch außer Heines und Klausener war niemand da, um die Gäste zu begrüßen. Der Vizekanzler von Papen fehlte und wurde von seinem Referenten Herbert von Bose vertreten, der zusammen mit Philipp von Hessen eintraf. Mehrere anwesende Herren, anscheinend Repräsentanten der Armee und der Rüstungsindustrie, wirkten erstaunt, als sie die Ehrenkette auf meiner Brust sahen. Offensichtlich war ich der einzige, der so etwas trug. Schließlich traf Röhm ein. Sein Auftritt wirkte theatralisch und herrisch. Er machte eine Bemerkung über die Führer der deutschen Großindustrie, die in großer Zahl auf seinen Wunsch hin erschienen waren. In diesem Augen-

blick verlangte das Protokoll eine Änderung der Sitzordnung wegen meiner Auszeichnung, und Ernst bemerkte die Kette auf meiner Brust zum ersten Mal. Sein Gesicht rötete sich und ich dachte, er würde mich jetzt schlagen, stattdessen salutierte er vor mir mit dem nationalsozialistischen Gruß. Alle schienen befangen zu sein, als sie ihre Plätze auf den absurden Thronsitzen einnahmen, die ihnen von halbnackten Braunhemden in einem Fantasiekostüm mit römischen Helmen, Sandalen und kurzen Lederhosen zurechtgerückt wurden. Sie sangen eine Art patriotischer Dankeshymne und wir wurden vor ein gewaltiges Arrangement von Trinkbechern, Gläsern und Pokalen geführt. Auf unseren Damastservietten standen von Kornblumenkränzen umrankte Tischkarten mit unseren Namen in goldgeprägten gotischen Lettern. Die Luft war erfüllt von duftendem Rauch der Fackeln, die in imitierten florentinischen Eisendrachen in der Spitze des Zeltes steckten. Missbilligende Blicke trafen die irgendwie unpassend gekleideten Diener, als sie begannen eine Überfülle an Speisen aufzutragen. Das Festmahl bestand aus einem Ozean an Soßen mit Inseln von Wild und Rind und Wasserfällen von Getränken, die nicht zueinander passten – Bier, Weißwein, Schnaps, moussierender Rotwein, Sherry, Champagner und wer weiß was sonst wurde in die Trinkgefäße gegossen.

Ernst spielte die Rolle eines draufgängerischen Glücksritters, der dekorativ an den Hof irgendeines aufgeblasenen deutschen Zwergfürstentums im 17. Jahrhundert passte oder eine Truppe von Freibeutern anführte. Er sah aus wie Midas beim Verschlucken eines Goldflockensturms, denn er trank Danziger Goldwasser aus einem Kristallpokal. Es lag eine gewisse Erhabenheit in der aufgeregten Pose, die dieser große Mann angenommen hatte. Es sollte sein eigener Todesstoß werden, doch blickte er auf seine Feinde, die Kriegstreiber, mit großer Tapferkeit, umflort von farcenhafter Würde. Der Abend lag wie unter einem schrecklichen unsichtbaren Schleier, durchbrochen nur von dem gekünstelten Gelächter, den jovialen Bemerkungen und Rufen des Gastgebers: ›Was! Noch nichts gegessen? Nichts getrunken? Kein Geplauder?‹ Auf diese Weise wurde jeder Gast, der allzu verdrießlich dreinblickte, mehrmals angeherrscht. Es gab Kaviar mit Buchweizenpfannkuchen, Schildkrötensuppe, Seezungenfilets in Minzkrem und Paprikahuhn, gefolgt von riesigen mit Gemüse garnierten Rindersteaks. Die ebenfalls exotischen Nachspeisen wurden auf Platten serviert, die mit Medusenhäuptern bemalt waren. Ich erinnere mich an Sträuße kandierter Veilchen und Rosenblätter.

Die Tischgespräche waren läppisch und zäh, weil ich zwischen zwei Größen der Industrie- und Finanzwelt platziert war, die mit mir immer nur über Industrieproduktion und Kohlebergbau in England sprechen wollten – Themen, über die sie besser als ich Bescheid wussten. Ein Gespräch wurde unmöglich, als Wagnermusik unaufhörlich aus goldenen Lautsprechern erscholl. Das passte nicht zu Ernst, der mich das wenige gelehrt hat, das ich über Musik weiß. Vor unserer Begegnung hatte ich nur russische Ballettmusik gemocht und arabische Musik, die ich in Marokko gehört hatte. Ernst erklärte mir die Musik seines Favoriten Bach. Er brachte mir die Kammermusik nahe. Vivaldi, Scarlatti, Couperin und Rameau waren die Komponisten, die ihm am besten gefielen. Wir hatten ein Konzert in einer Münchener Kirche besucht: Mozarts Krönungsmesse, die er so sehr liebte. Er machte sich nichts aus Wagner und den Bayreuther Festspielen, die er 1930 und 1931 besucht hatte. Er hat dort vermutlich Somerset Maugham und einige Freunde getroffen.

Das Bankett endete mit einer Flakscheinwerfer-Vorführung, begleitet von Geschützlärm und dem Männergesang *Deutschland, Deutschland über alles*. Nach einem Trinkspruch auf Reichspräsident und Kanzler hielt Röhm eine Rede, in der er den Geist und die Tradition von Potsdam regelrecht verdammt und die Reichswehr ein kriegstreiberisches Ungetüm nannte, das von alten degenerierten Männern geführt werde, die das gleiche Schicksal verdienen, das die Berliner Nachtclub- und Bordellbesitzer nach ihrer ›goldenen Zeit‹ in den Zwanzigerjahren getroffen hatte. Er griff die Industriellen an und nannte sie Verräter, Freimaurer und kriminelle Waffenhändler. Er war auf brutale Art beleidigend zu den Reichswehrführern, vermied es aber, Göring oder die Luftwaffe auch nur zu erwähnen. Letztere war, wie mir auffiel, überhaupt nicht vertreten, denn ihre Existenz war ein streng gehütetes Geheimnis. Die Jugend und allein die Jugend – ein unermessliches Jugendheer mit Äxten und Schaufeln – war befähigt, Deutschland, Europa und die Welt zu retten und zu erneuern, rief er laut. Er klagte die früheren Machthaber an, dass sie den Vertrag von Versailles mit dem einzigen Ziel einer schnellen Rache unterschrieben hätten. Bitte Worte fand er für die ›Millionäre der Kriegsrüstung‹, sie würden die Partei mit der einzigen Absicht unterstützen, ihr Kapital zu sichern und den Führer mit ihrem Reichtum gefügig zu machen. ›Der Kanzler weiß, wie er sich vor geschlagenen Soldaten und gierigen Geschäftemachern in Acht zu nehmen hat‹, rief er. ›Die offi-

zielle Armee wird zerstampft und Adolf Hitler wird der Führer des Friedens.<

Mein Nachbar sagte, »Hauptmann Röhm ist sehr unklug und redet zu viel. Es ist gefährlich, wenn man der einzige enge Freund eines Mannes ist, der es sich nicht leisten kann, Freunde oder andere Vergnügen, noch nicht einmal Sex zu haben, denn er muss in jedem Augenblick der Führer sein. Der Hauptmann ist in so hohem Maß ein Teil des nationalsozialistischen Ideals, dass er beinahe damit identisch ist. Wäre ich der Führer, würde ich jetzt erkennen, dass Röhm weg muss.<

Ich ahnte kaum, dass Ernst in weniger als einem Monat tot sein werde und dass der erste Schritt zum Krieg von Adolf Hitler getan wurde, als er sich in einem Moment selbstmörderischen Wahns und Furcht für eine Unterstützung der Reichswehr, der Junkerklasse und des Großen Geschäfts gegen seine eigenen Ideale entschied. Vielleicht musste er unterbewusst seinen eigenen Untergang und den der Menschheit vorbereiten.

Am Tag nach dem fatalen Bankett erkrankte ich ernsthaft und war gerade noch in der Lage, nach Cannes zurückzukehren, bevor ich gelb wurde, denn ich hatte tatsächlich Gelbsucht. Es war etwa Mitte Juni, als Ernst mit dem Flugzeug nach Cannes kam, um mich zu sehen. Das war das letzte Mal, dass ich ihn lebend sah. Ich begriff, dass er irgendwie gefährdet war und bat ihn, bei mir zu bleiben, weil es zu spät sei, um aus der Sache herauszukommen. Ernst glaubte, meine Worte seien im Fieber gesprochen, und er verließ mich erfüllt von falschem Optimismus. Am Dienstag vor seinem Tod besuchte mich General von Schleicher und hatte ungeachtet meiner Krankheit ein längeres Gespräch mit mir, bevor er nach Berlin zurückflog. Er hatte gehofft, Röhm bei mir anzutreffen und ihm klar machen zu können, dass er nicht die Unklugheit riskieren dürfe, den Kanzler zu verärgern. Er wusste nicht, ob Papen mit seiner Familie aufs Land gefahren oder in der Reichskanzlei in Berlin geblieben sei, er wollte aber Fräulein Rose gleich nach seiner Rückkehr befragen. Schleicher war auch über die Haltung Himmlers beunruhigt und sagte, dass von Blomberg das SS-Hauptquartier besucht habe und dass Bodo und Werner von Alvensleben bei Viktor Lutze seien. Nachdem er gegangen war und ich mich sehr erschöpft fühlte, rief der Reichskanzler an. Er bat mich aufzustehen, ihn am Freitag in der Nähe von Berlin zu treffen und am Sonntag, den 30. wieder zurück in den Süden zu fliegen. Er sagte, es sei dringend um Ernsts willen und falls ich krank wäre, würde er über die Botschaft ein Krankentransportflugzeug schicken, das mich

unter Betreuung durch seinen Leibarzt holen könnte. Er wusste, dass ich Röhm am Sonntag treffen wollte, um mit ihm nach Spanien zu meinem Sohn zu fliegen. Hitler wirkte besorgt und unentschlossen, er war aber nicht aggressiv und gestand sogar, er habe sich mit seinen Ängsten Hermann Göring anvertraut. Dreimal wiederholte er, dass Himmler, Heydrich und Lutze noch nichts wüssten. Ich war sehr beunruhigt, als er sagte: »Ernst und Blomberg müssen die Armee retten. Sein Verhalten auf dem Bankett war unmöglich und der Reichspräsident war deshalb entsetzt.<

Am Morgen des 28. Juni rief Himmler an und sagte, er habe Aufzeichnungen über alle meine Gespräche mit dem Führer – erstmals hörte ich da in dieser Weise über den Kanzler sprechen – und dass er über alles im Bilde sei. Er wolle Hitler Informationen vorlegen, die für Röhm vernichtend sein würden. Ich glaubte, er würde bluffen, weil niemand das Privattelefon des Kanzlers abhören könne. Er betonte auch, dass Hitler eine starke Sympathie für ihn empfinde, die er stets zum Ausdruck bringe. Da erkannte ich, dass er log, denn wenn er die Gespräche wirklich gekannt hätte, wüsste er, wie viel Unvorteilhaftes Hitler über ihn gesagt hatte. Ich fragte ihn, warum er mich überhaupt anrufe, da ich doch im Ausland sei und sehr krank Bett liege. Er sagte, er tue das, weil es seine Pflicht sei, Verschwörungen gegen den Führer aufzudecken und zu vernichten; auch müsse der Führer vor sich selbst geschützt werden. Ich antwortete, dass ich hoffte, er wissen wie man so etwas macht. Es war das letzte Mal, dass ich außer in der Wochenschau die Stimmen von Hitler und Himmler hörte. Erst 1939 traf ich sie wieder in Karinhall.

Am Morgen als Ernst starb, hat es in Mougins geschneit, an jenem todbringenden 30. Juni 1934, die Nacht der langen Messer, als Hitlers masochistischer Drang ihn dazu brachte, alle zu vernichten, die er geliebt und denen er vertraut hatte. Der Mann, auf dem 1923 eine große Hoffnung lag, war 1934 zu einem mitleiderregenden Geschöpf geworden. Als ihn die Geisteskrankheit immer fester gepackt hatte, setzte sich die Serie der Morde weiter fort. Nach Hindenburgs Tod kam der Mord an Dollfuß und seine eigene Einsetzung als Führer und die faktische Abschaffung von Reichspräsident und Reichstag, der Krieg, die Verfolgung der Juden und der nicht-arischen Rassen, die Verhaftung von lutherischen Geistlichen und all die unzähligen Wahnsinnstaten, die zum Krieg führten und zur Entehrung des Natio-

nalsozialismus, ganz wie Röhm es vorhergesehen hatte, ganz zu schweigen von der Zerstörung der Renaissance-Zivilisation, die Röhm bewahren wollte. Später erzählte mir Göring, dass sich Hitler, nachdem er im Flugzeug von der Nacht der langen Messer nach Berlin zurückgekommen war, weinend in seine Arme warf und sagte: ›Du bist der einzige Freund, der mir noch geblieben ist.‹ Die Menge, die ihn nach der Ankunft jubelnd begrüßte, hatte ihn erschreckt. Die wahnsinnigste Tat war der Versuch, eine ganze Rasse auszurotten, indem ein paar Millionen unschuldiger Menschen getötet wurden. Wenn es denn überhaupt möglich wäre, die Juden zu vernichten, müsste man große Teile der britischen Bevölkerung, der Vereinigten Staaten und des Vorderen Orients töten.

Ich erinnere mich noch wie heute an jenen kalten Junimorgen. Solch ein Wetter hatte es an der Riviera noch nicht gegeben, obwohl es nur etwa zehn Minuten schneite. Von meinem Bett aus konnte ich Himmel und Meer und die Ile Ste. Marguerite vor dem Hafen von Cannes sehen. Plötzlich bildete sich eine schwarze Wolke über der Insel und wuchs, bis sie den ganzen Himmel erfüllte und in Richtung Mougins abzog. Dann fielen Schneeflocken auf die tropischen Blumen in meinem Garten.

Ein holländischer Priester war an dem schrecklichen Morgen bei mir, als ich die Nachricht erhielt. Ich kann den Kummer nicht beschreiben, der mich erfüllte und den ich noch heute, wenn ich diese Worte schreibe, verspüre. Der größte Schmerz kommt oft von den kleinen Dingen. So war für mich am entsetzlichsten, dass die Blumen, die Ernst mir jeden Morgen schicken ließ und für die er ein Jahr im voraus bezahlt hatte, weiterhin mit seiner angehefteten Karte gebracht wurden.

Am Abend des Blutbades waren Hitler, Lutze, Himmler und Heydrich gewaltsam in das Haus am See in Bad Wiessee eingedrungen. Von der folgenden Szene gibt es abweichende Beschreibungen. Am glaubwürdigsten erscheint mir, dass Kurt sich vor Ernst warf und erschossen wurde. Gruppenführer Heines war im Haus und wurde wegen unmoralischen Verkehrs mit einem Mann erschossen. General von Schleicher und Gattin wurden erschossen. Mein Freund Jugendführer Karl Ernst starb ebenfalls. Herbert von Bose, Papens politischer Referent, Gregor Strasser, der Katholikenführer Erich Klausener und, wie ich vermute, Graf Helldorf waren einige meiner Freunde und Bekannten, die umkamen. Papen konnte der Säuberungsaktion nur knapp entkom-

men und war von der Außenwelt isoliert in seinem Ministerium eingesperrt. Wäre Hindenburg nicht tot gewesen, dann hätte man gewiss auch ihn ermordet. Göring verschloss die Augen, Baldur von Schirach versteckte sich in Wien, Werner von Alvensleben wurde von Himmler hoch gelobt und befördert.

Meine Gefühle legte ich in einem Brief dar, den ich einige Tage später an Hitler schrieb, als ich auch die Schachtel mit der Auszeichnung, die er mir verliehen hatte, an die deutsche Botschaft zurückgab.

*La Porte des Iles
Mougins
France*

An Seine Exzellenz den Reichskanzler

Euer Exzellenz,

ich danke Ihnen für die Ehren, die Sie mir zuteilwerden ließen. Zu meinem größten Bedauern sehe ich mich genötigt, diese Gaben zurückzugeben. Für uns beide war der 30. Juni ein Tag des Schicksals und des Verhängnisses. Seither ist unser Leben ein Kampf in völliger Einsamkeit. Schwäche ist unverzeihlich, selbst wenn es die Schwäche eines Freundes ist, die nur einen Tag anhielt. Ernst war schwach an einem Tag, deshalb zerstörten Sie einen großen Mann. Er hätte schnell handeln und so mich und Sie retten sollen. Vielleicht haben wir Ernst zu sehr geliebt; darum hat er uns vertraut, und das war vermutlich seine Schwachheit und unser eigener Fehler. Euer Exzellenz wird, wie auch ich, ein Verlierer sein. Sollte ich sagen, dass wir künftig nichts als unsere Arbeit haben? – meine Arbeit ist die Malerei. Als Freund Ernsts verzeihe ich Ihnen, weil Sie Ihren Freund töteten, aber Sie haben ihn nicht ermordet. Ich weiß, wie qualvoll es für Sie gewesen sein muss, denn es ist leichter, schnell die Anweisungen anderer Leute zu befolgen, als den rechten Augenblick abzuwarten. Diesmal haben Sie Ihre eigene Schlacht verloren – soll ich sagen unsere Schlacht? Tatsächlich haben Sie uns beide zu Verlierern im Geiste gemacht.

Möge Euer Exzellenz meine aufrichtigen Friedenswünsche für das Dritte Reich empfangen um Ihres wahren Freundes, des Reichsministers, SA-Führers und einstigen Freikorpsoffiziers Hauptmann Ernst Röhm's willen.

Einige Tage später wurde mir ein dicker Briefumschlag ausgehändigt, der einen anderen mehrfach versiegelten Umschlag mit dem Absender der Reichskanzlei enthielt. Als ich ihn öffnete, fand ich darin einen dritten Umschlag, der etwa zehn sorgsam gefaltete und eng beschriebene Blätter enthielt. Es war Hitlers unverwechselbare

Handschrift und die Zeilen fielen schräg zur einen Seite ab und umschlossen Zeichnungen am Rand. Er redete mich mit meinem Vornamen an und begann wie folgt: ›Du hast recht, was uns bleibt ist allein die Arbeit. Nur die Arbeit zählt! Ich kann aber nicht malen und beneide dich.‹ Eine Art hysterischer Wut ergriff mich und mir wurde regelrecht schlecht, als ich einige schändliche und unwahre Anschuldigungen gegen Ernst lesen musste. In der Zeitung war ein Telegramm abgedruckt, das angeblich Hindenburg dem Kanzler geschickt hatte, um ihm zur erfolgreichen Säuberung zu gratulieren. Einer meiner Freunde, der damals bei Hindenburg war, erzählte mir, dass der greise Reichspräsident die Ereignisse missverstanden hatte und glaubte, sein Telegramm an von Papen und an Ernst geschickt zu haben. Es richtete großen Schaden an, da Hitler es in einem Augenblick der Angst erhielt und schließlich überzeugt wurde, dass die Menge ihm als ihren Retter applaudierte. Nun frage ich, ob irgendjemand ihn schuldig sprechen kann? Offensichtlich ist es die Menge, die schuldig wurde. In meinem hysterischen Wutanfall verbrannte ich Hitlers Brief, ohne ihn zuende gelesen zu haben. So konnte ich auch nicht verstehen, als ich mit Hitler im August 1939 in Karinhall sprach, was er mir eigentlich sagen wollte.

Als ich 1941 das brennende London sah, konnte ich nur denken, dass dies eine Folge der Ermordung Ernsts 1934 war. Als ich die Motore von Görings Bombern dröhnen hörte, fühlte ich, dass eine winzige, fast unsichtbare Nadel der Fehler gewesen war. Noch heute wünsche ich, dass ich gewusst hätte, wo sie im Heuhaufen der ruinierten Menschenleben vergraben liegt; denn dort findet man auch das Geheimnis der Rettung der Jugend von heute.

Die Moral der Leute interessiert mich nicht, so lange sie mich nicht belästigen. Eine Klarstellung ist mir aber wichtig: Ernst war nicht der haltlose Degenerierte, als den ihn der armselige Hitler hinzustellen versuchte. Jahrelang ist auch mein

Name von dem Schmutz besudelt worden, den die hysterische, eifersüchtige und vollkommen verlorene Seele auf diesen wahrhaft großen Mann geworfen hat. Röhm liebte Männer und Jünglinge gemäß dem Ideal Platons – es war eine Art von Nietzscheanischem Kult, obwohl Ernst Nietzsche und seine Philosophie vom Übermenschen nicht mochte. Er war kein Homosexueller. Es gab keinen ehrbareren Soldaten als ihn. Er säuberte Berlin und München und beendete die sexuelle Korruption der Jugend. Seine Leute mögen gelegentlich brutal gewesen sein, was aber in manchen Fällen erforderlich war. Er hätte gesagt, dass jeder korrumpierte junge Mensch ein potentieller Erpresser und Mörder sei. Erpressung war gewiss das schlimmste zu begehende Verbrechen und sollte härter als Mord bestraft werden. Röhm war entschlossen, die Brutstätten jenes Abschaums auszutilgen, den wir heute ›Halbstarke‹ und ›Teddy boys‹ nennen. Ich liebte Ernst Röhm und er liebte mich. Wir waren vertraut wie Zwilingsbrüder und ich bin stolz, dass ich seine Einsamkeit überwinden konnte. Er war rein und er war ein großes Genie. Niemand hat das Recht, ihn zu verdammen, weil er – in seinen eigenen Worten – ›die Liebe liebte‹. Er sagte auch: ›Ich weiß, dass ich stark bin, weil ich nie irgendjemanden absichtlich verletzt habe und weil mein Herz dem Frieden gehört und nicht der Heuchelei und Verstellung.‹

Nach Ernsts Tod zog ich mich zurück und blieb, abgesehen von Spanienbesuchen, an Bord meiner Jacht. Ich weiß nicht, was mit den drei Porträts geschehen ist, die ich von ihm gemalt habe. Es war am 9. Oktober 1934, dass ich zum ersten Mal seit der Nacht der langen Messer wieder ausging. Bei dieser Gelegenheit verfolgte mich der Fluch des Mordes erneut, denn ich sah vom Balkon der Börse von Marseille den Mord an König Alexander von Jugoslawien und an dem französischen Politiker Louis Barthou. Ich entschloss mich daraufhin, nach Ostasien zu gehen.

